

# Streifzüge

Preis: 27,- ATS / 4,- DEM / 2,- Euro

4/1999

## Die Enteignung der Zeit

ZEITARMUT UND BESCHLEUNIGUNG IN DER NONSTOP-KULTUR

von Robert Kurz

In den letzten Jahren ist eine erstaunliche Fülle von Literatur über die Kategorie der Zeit erschienen. Radio-Features und Theaterstücke, wissenschaftliche Tagungen und sogar Talk-Shows nehmen sich des Themas an. Die Zeit ist gewissermaßen zum Medienstar geworden. Nicht allein die naturwissenschaftliche Zeittheorie etwa des Star-Physikers Steven Hawking stößt dabei auf Interesse, sondern zunehmend auch die kulturelle und soziale Komponente des Zeitbegriffs. Darin drückt sich ein tiefes Unbehagen am modernen Umgang mit der Zeit aus. Dieses Problem ist zwar an sich nicht neu, aber es hat am Ende des 20. Jahrhunderts eine neue Qualität erreicht. Zeit ist bekanntlich Geld; und deswegen hat die Zeit für den Kapitalismus schon immer eine entscheidende Rolle gespielt. Aber die Ausbeutung der Ressource Zeit scheint heute an eine historische Grenze zu stoßen – und so dringt das prekär gewordene Problem der Zeit

unabweisbar ins gesellschaftliche Bewußtsein.

Die entscheidende und bis heute gültige philosophische Reflexion des modernen Zeitbegriffs findet sich bei Immanuel Kant (1724–1804). Kant hat entdeckt, daß Raum und Zeit keine inhaltlichen Begriffe des menschlichen Denkens sind, sondern die apriorischen Formen unseres Wahrnehmungs- und Denkvermögens. Wir können die Welt nur in den Formen von Raum und Zeit erkennen, die unserer Vernunft eingeschrieben sind, und zwar vor jeder Erkenntnis. Aber Kant bestimmt diese Formen von Raum und Zeit völlig abstrakt und unhistorisch, als für alle Epochen, Gesellschaftsformen und Kulturen gleichermaßen gültig. Zeit ist für ihn „das Zeitliche überhaupt“, ohne jede bestimmte Qualität. Dementsprechend nennt er Raum und Zeit „reine Formen der Anschauung“. Zeit ist also für Kant eine abstrakte, inhaltslose und immer gleichförmige Fließzeit, deren Einheiten alle identisch sind: „Verschiedene Zeiten sind nur Teile eben derselben Zeit“.

Die kulturhistorische Forschung hat längst herausgefunden, daß diese unhistorische Bestimmung des Erlebens und der Wahrnehmung von Zeit nicht haltbar ist. So wurde vor allem erkannt, daß die vormodernen agrarischen Kulturen nicht in einer gleichförmigen linearen Zeit dachten, sondern eher in einer zyklischen Zeit; gewissermaßen in wiederkehrenden Zeithrhythmen, geformt nach jahreszeitlichen und kosmischen Zyklen. Mag also auch die Zeit eine dem menschlichen Erkenntnisvermögen apriorisch eingeschriebene Form der Wahrnehmung sein, so unterliegt diese Form doch einem kulturellen und historischen Wandel. Die jüngsten Forschungen über verschiedene Zeitkulturen haben diese Erkenntnis bestätigt. In allen Kulturen außerhalb der kapitalistischen Moderne „vergeht“ die Zeit nicht nur anders, sondern es gibt sogar ganz verschiedene, parallel verlaufende Formen der Zeit; je nachdem, auf welchen Gegenstand oder Lebensbereich die Wahrnehmung der Zeit bezogen ist: „Jedes Ding hat seine eigene Zeit“.

Die kapitalistische Revolution bestand wesentlich darin, die sogenannte Ökonomie aus jeder Anbindung an menschliche Bedürfnisse und kulturelle Zusammenhänge herauszulösen. Indem diese verselbständigte Ökonomie die gesellschaftliche „Realabstraktion“ des Geldes aus einem marginalen Medium in einen auf sich selbst rückgekoppelten Selbstzweck verwandelte, verkehrte sie auch das Verhältnis von Abstraktum und Konkretum: Die Abstraktion ist jetzt nicht mehr Ausdruck einer konkreten und sinnlichen Welt, sondern umgekehrt gelten alle konkreten Zusammenhänge und sinnlichen Gegenstände nur noch als Ausdruck einer sozialen Abstraktion, die in der verdinglichten Gestalt des Geldes die Gesellschaft beherrscht. Die Unterwerfung der bis dahin konkreten und kulturell eingebundenen Tätigkeiten unter die Abstraktion des Geldes machte die Produktion erst zur abstrakt-allgemeinen „Arbeit“, deren Maß die Zeit ist. Aber diese Zeit ist nicht mehr die konkrete und daher auch je nach ihrem Bezug qualitativ verschiedene Zeit, sondern dem abstraktifizierten Selbstzweck der Kapitalakkumulation entsprechend genau jene abstrakte, gleichförmige und lineare Fließzeit, wie sie Kant bereits blind voraussetzte.

Diese Diktatur der abstrakten Zeit, exekutiert durch den Mechanismus der anonymen Konkurrenz, schuf sich den dazugehörigen abstrakten Raum, nämlich den vom übrigen Leben abgetrennten Funktionsraum des Kapitals. Es entstand so gewissermaßen eine leblose, kulturell entqualifizierte kapitalistische Raumzeit, die den sozialen Körper aufzufressen begann. Die in diese Raumzeit eingesperrte abstrakte Tätigkeitsform „Arbeit“ mußte von allen dysfunktionalen Lebenselementen gereinigt werden, um die lineare Fließzeit nicht zu stören: Arbeit und Wohnung, Arbeit und persönliches Leben, Arbeit und Kultur usw. fielen systematisch auseinander. Erst auf diese Weise entstanden auch die moderne Trennung und der Dualismus von Arbeitszeit und Freizeit. Es fällt uns normalerweise gar nicht mehr auf – aber

Donnerstag,  
13. Jänner 2000,  
19 Uhr, Druzba  
(Jugendzentrum KAPU),  
Kapuzinerstraße 36 in Linz:

Buchpräsentation:  
Franz Schandl  
(Mitautor)  
**FEIERABEND!**

ELF ATTACKEN  
GEGEN DIE ARBEIT

Robert Kurz/Ernst Lohoff/ Norbert  
Trenkle (Hg.), FEIERABEND! Elf  
Attacken gegen die Arbeit. Konkret Lite-  
raturverlag, Hamburg, DM 32, ATS 234

implizit ist damit gesagt, daß die Arbeitszeit eine unfreie Zeit ist, eine (ursprünglich sogar gewaltsam) erzwungene Zeit für einen den Individuen äußerlichen Selbstzweck, bestimmt von der Diktatur der abstrakten, gleichförmigen Zeiteinheiten kapitalistischer Produktion.

Obwohl sie den größten Teil der aktiven täglichen Zeit verschlingt, ist die Arbeitszeit für die überwältigende Mehrheit der Produzenten keine eigene Lebenszeit, sondern tote und leere Zeit, die wie in einem Alptraum aus dem Leben herausgesaugt wird. Umgekehrt ist vom Standpunkt der kapitalistischen Raumzeit aus gesehen die Freizeit der Produzenten leere und eigentlich unnütze Zeit. Da es ein außer Kontrolle geratener Selbstzweck nun einmal an sich hat, im Prinzip maßlos zu sein, existiert im Kapitalismus eine starke objektive Tendenz, die Freizeit zu minimieren oder wenigstens streng zu rationieren. Daraus resultiert das Paradox, daß die Menschen in der modernen Welt trotz einer ungeheuren Entwicklung der Produktivkräfte weitaus mehr von ihrer Lebenszeit der Produktion opfern müssen als in den vormodernen Agrargesellschaften.

Diese Absurdität zeigt sich sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht. Der tägliche ebenso wie der wöchentliche und der jährliche Zeitraum der Produktion war trotz des niedrigen technischen Niveaus in der Antike und im Mittelalter weitaus kleiner bemessen als im Kapitalismus. Weil die Religion wichtiger genommen wurde als die Ökonomie, war auch die Zeit der religiösen Feiern und Rituale wichtiger als die Zeit der Produktion; es gab daher eine Unzahl von Feiertagen, von denen die meisten im Zuge der Modernisierung abgeschafft wurden. Außerdem gab es in den agrarischen Gesellschaften des alten Europa große saisonale Unterschiede im Umfang der Tätigkeit. In der warmen Jahreszeit fielen mehr Aufgaben an als im Winter, der für die bäuerliche Bevölkerung relativ geruhsam war und häufig für das Feiern privater Feste genutzt wurde, von denen manchmal in alten Volksliedern die Rede ist.

Die städtische handwerkliche Bevölkerung war weniger durch die Unterschiede der Jahreszeiten in ihrer Tätigkeit strukturiert; aber dafür war sie auch an weniger Tagen in der Werkstatt zu finden. Aus britischen Urkunden des 18. Jahrhunderts geht hervor, daß die freien Handwerker manchmal nur drei oder vier Tage in der Woche produktiv tätig waren, je nach Lust und Bedürfnis. An den freien Sonntag wurde in der Regel mindestens noch der berühmte „blaue Montag“ angehängt. Die Geschichte der kapitalistischen Zwangsdisziplinierung ist auch die Geschichte des erbitterten Kampfes gegen diesen „blauen Montag“, der erst allmählich durch drakonische Strafen ausgerottet wurde und in manchen Regionen noch bis ins 20. Jahrhundert hinein zu finden war (bei den Friseuren existiert er sogar heute noch).

Noch deutlicher ist der qualitative Unterschied zwischen der kapitalistischen und der vormodernen Produktionszeit. Das niedrige Niveau der agrarisch bestimmten Produktivkräfte erzeugte zwar viele Bornierungen (zum Beispiel enge Traditionen und blutsverwandtschaftliche Gebundenheit) und manchmal Probleme in der Versorgung (zum Beispiel bei Mißernten). Aber das Ziel der Produktion, auch mit geringen Mitteln, war kein abstrakter Selbstzweck wie heute, sondern Genuß und Muße. Dieser antike und mittelalterliche Begriff der Muße darf nicht mit dem modernen Begriff der Freizeit verwechselt werden. Denn die Muße war kein vom Prozeß der Tätigkeit für den Erwerb abgetrennter Rest des Lebens, sondern gewissermaßen in den Poren und Nischen der produktiven Tätigkeit selbst anwesend. Solange die abstrakte kapitalistische Raumzeit die Lebenszeit noch nicht aufgespalten hatte, verlief der Rhythmus von Anspannung und Entspannung, von Produktion und Muße im Binnenraum eines übergreifenden Lebensprozesses.

Bei einer Identität von Produktion, persönlichem Leben und Kultur bedeutete das, was für uns vielleicht formal wie ein zwölfstündiger Arbeitstag aussieht, keineswegs 12 Stunden angespannter Tätigkeit unter der Kontrolle einer objektivierten ökonomischen Macht. Diese Zeit der Produktion war vielmehr durchdrungen von Momenten der Muße; es gab zum Beispiel lange Pausen, vor allem stundenlange Mittagspausen mit geselligem Essen – eine Sitte, die sich in den mediterranen und überhaupt südlichen Ländern noch längere Zeit als im Norden erhalten hat, bis sie durch die kapitalistische Industrialisierung auch dort dem Takt der abstrakten Fließzeit weichen mußte.

Die vorkapitalistische produktive Tätigkeit war aber nicht nur von Muße durchsetzt, sondern auch wenig verdichtet – also von heute aus gesehen sehr langsam und wenig intensiv. Bei einer selbstbestimmten Tätigkeit ohne den Druck der Konkurrenz ist dieser gemäßigte Zeittakt des Produzierens offenbar die „natürliche“ Art, wie Menschen sich in ihrer aktiven Tätigkeit verhalten. Wir kennen diese Erfahrung gar nicht mehr. Denn unter dem stummen Zwang der Konkurrenz auf anonymen Märkten wurde die funktional degradierte moderne Arbeitszeit immer mehr verdichtet: zuerst durch den Maschinentakt, dann durch die zunehmende Raffinesse in der Absaugung von Lebensenergie mit Hilfe der sogenannten Rationalisierung. Seit der US-amerikanische Ingenieur Frederick Taylor (1856-1915) zu Beginn des 20. Jahrhunderts die „Arbeitswissenschaft“ entwickelt hat, die in den Automobilfabriken von Henry Ford (1863-1947) erstmals im großen Maßstab angewendet wurde, haben sich die Methoden dieser „Rationalisierung der Zeit“ immer mehr verfeinert und sind tief in den gesellschaftlichen Körper eingedrungen.

Der absurde Charakter dieser ungeheuren Verdichtung in der kapitalistischen Raumzeit ist uns gar nicht mehr bewußt. Taylor war ein Neurotiker, der schon in seiner Jugend zwanghaft seine Schritte zählte. In Deutschland wurde die Verdichtung der Arbeitszeit durch die naturwissenschaftliche Vereinigung der sogenannten „Energetiker“ legitimiert, deren Kopf Wilhelm Ostwald (1853-1932) die Praxis von Taylor und Ford mit einem „energetischen Imperativ“ gewissermaßen naturphilosophisch begründete. Diese Maxime lautet schlicht: „Vergeude keine Energie, verwerte sie!“ – ganz abstrakt und unabhängig von konkreten Bedürfnissen. Weil das Universum vielleicht in zehn Milliarden Jahren den „Wärmetod“ (Entropie) durch Mangel an „freier Energie“ erleidet, „deswegen“ wäre es streng genommen schon Vergewandung, „nutzlos“ spazieren zu gehen oder sich zu lange auf der Toilette aufzuhalten! Der neurotische Charakter dieses Denkens, das die objektivierten Neurose betriebswirtschaftlicher Rationalität und ihrer Logik des „Zeitsparens“ repräsentiert, scheint sich am Ende des 20. Jahrhunderts zur Paranoia zu steigern.

Diese wahnsinnige Logik läuft darauf hinaus, im Namen des kapitalistischen Selbstzwecks immer mehr Raum in die identischen Einheiten der abstrakten Fließzeit „hineinzupacken“. Es handelt sich also um ein System der permanenten und ziellosen Beschleunigung. Der Allerweltsphrase von „unserer schnellebigen Zeit“ liegt eine objektivierte gesellschaftliche Paranoia zugrunde, die der Geschwindigkeitsphilosoph Paul Virilio zutreffend als „rasenden Stillstand“ definiert und in ihrer Paradoxie beschrieben hat: „Mitgerissen von der ungeheuren Gewalt der Geschwindigkeit, bewegen wir uns nirgendwohin, wir geben uns mit der Aufgabe des Lebendigen zugunsten der Leere der Geschwindigkeit zufrieden“.

Aber Virilio macht denselben Fehler wie alle Theoretiker der absurden Beschleunigung seit Beginn der Industrialisierung: Er führt die Verdichtung der Zeit in falscher Unmittelbarkeit auf die Technologie zurück, während die historische Form der kapitalistischen Raumzeit weitgehend außer Betracht bleibt. Nicht die Technologie an sich setzt jedoch die Notwendigkeit einer leeren Beschleunigung; Maschinen könnten man ja auch nach Bedarf abschalten oder langsamer laufen lassen. Vielmehr ist es umgekehrt die vom Leben abgekoppelte, nicht mehr kulturell eingebundene Leere der kapitalistischen Raumzeit, die der Technologie eine bestimmte Struktur aufzwingt und sie zum nicht mehr abschaltbaren Autopiloten der Gesellschaft macht.

Das groteske Mißverhältnis von permanent gesteigerten Produktivkräften und ebenso permanent gesteigerter Zeitarbeit erzeugt auch dem unkritischen Geist Unbehagen. Da aber die kapitalistische Zeitform im Funktionsraum

der abstrakten Arbeit unantastbar zu sein scheint, konzentrierte sich die Hoffnung der Menschen im 20. Jahrhundert zunehmend auf die Freizeit, von der Theoretiker wie Jean Fourastié oder Daniel Bell annahmen, daß sie sich immer weiter ausdehnen werde. Aber diese Hoffnung hat sich doppelt blamiert. Denn durch die Verwandlung der Freizeit in einen permanent gesteigerten Warenkonsum konnte die Leere der Beschleunigung auch den Rest des Lebens ergreifen. An die Stelle der verkümmerten Formen von Entspannung ist ein wütender Hochleistungs-Hedonismus von Konsumidioten getreten, der nun die Freizeit ebenso verdichtet wie vorher die Arbeitszeit.

Zum andern aber spaltet dieselbe paranoide Logik des betriebswirtschaftlichen „Zeitsparens“ den Produktivitätsgewinn der 3. industriellen Revolution in ein neues Mißverhältnis auf. Nicht etwa mehr Freizeit für alle ist das Resultat, sondern eine sogar noch gesteigerte Beschleunigung innerhalb der kapitalistischen Raumzeit für die einen und strukturelle Massenarbeitslosigkeit für die anderen. Arbeitslosigkeit im Kapitalismus ist aber nicht Freizeit, sondern Armutszeit. Die aus der leeren Beschleunigung Herausgefallenen gewinnen nicht Muße, sondern sie werden potentiell als Nicht-Menschen definiert. So ist nach der Utopie der Arbeit auch die Utopie der Freizeit gescheitert. Nicht durch eine Expansion der warenkonsumierenden Freizeit kann der Terror der selbstständigen Ökonomie gestoppt werden, sondern nur durch die gemeinsame Zurücknahme der gespaltenen Arbeits- und Freizeit in eine übergreifende Kultur ohne Konkurrenzhetze. Der Weg zur Muße führt über die Befreiung von der kapitalistischen Zeitform.

Soeben erschienen: Robert Kurz, *Schwarzbuch Kapitalismus. Ein Abgesang auf die Marktwirtschaft*, Frankfurt am Main, Eichborn Verlag, 816 Seiten, 68,- DEM, 496,- ATS

## Streifzüge

**Medieninhaber:** Kritischer Kreis – Verein für gesellschaftliche Transformationskunde, Margaretensstraße 71-73/23, A-1050 Wien. **Herausgeberin:** Context – Initiative für freie Studien und brauchbare Information, A-1140 Wien **Redaktion:** Stephan Grigat, Patrizia Gruber, Franz Schandl, Gerhard Scheit, Günter Schneider, Gerold Wallner, Maria Wölflingseder und Robert Zöchling **Produktion:** Kemmerling Zöchling & Partner Medien- und Informationsdienste KEG, Schottengasse 3a/1/4/59, A-1010 Wien, Telefon 535 11 06, Telefax 532 74 16 **Hersteller:** Fa. Melzer, Kirchengasse 48, 1070 Wien

# Versuch über Musik und abstrakte Zeit

POSTONES REINTERPRETATION OF MARX  
UND ADORNOS INTERPRETATION DER MUSIK

von Gerhard Scheit

In seinem Buch *Time, labor, and social domination. A reinterpretation of Marx's critical theory* (1993)<sup>1</sup> kehrt Moishe Postone noch einmal zu dem Punkt zurück, an dem sich Habermas von der Kritischen Theorie in Richtung Kommunikation verabschiedete. Statt des linguistic turns empfiehlt Postone eine kritische Wendung zu Wert und abstrakter Arbeit. Das heißt, er kritisiert zwar wie Habermas die deterministische und geschichtspessimistische Tendenz insbesondere bei Horkheimer, wird aber darüber nicht zum zivilgesellschaftlichen und verfassungspatriotischen Optimisten. Denn anders als Habermas, der sich sogleich nach der Studentenbewegung mit der abstrakten Arbeit und dem Wert im Namen des Kommunikativen abzufinden vermochte – wie einstens Schiller mit dem realen Staat im Namen des ästhetischen nach der Französischen Revolution –, anders als Habermas also versucht Postone gerade von Wert und abstrakter Arbeit aus, den „Pessimismus“ der Frankfurter Schule aufzurollen. Pollock und Horkheimer, Adorno und Sohn-Rethel kritisiert er darin, daß sie wie schon Lukács in *Geschichte und Klassenbewußtsein* die Kategorien der Ware und des Kapitals immer nur auf der Ebene der Zirkulation angewandt haben, daß sie sozusagen beim Tauschwert stehengeblieben sind, bei der Kritik der Tauschverhältnisse, und daß sie letztlich – trotz aller Distanz zur Arbeiterbewegung und deren Marxismus – vom Standpunkt der Arbeit aus die Tauschverhältnisse kritisieren: „(...) within such an interpretation, the categories of commodity and capital do not really grasp the social totality while expressing its contradictory character. Instead, they specify only one dimension of capitalist society, the relations of distribution, which eventually comes to oppose its other dimension, social ‚labor‘. In other words, when the Marxian categories are understood only in terms of the market and private property, they are essentially one-dimensional from the outset: they do not grasp the contradiction but only one of its terms. (...) It is a critique from the standpoint of ‚labor‘ of the social forms expressed by the categories.“ (S.115)

Die Kritik, die Postone speziell an Sohn-Rethel übt, soll vermutlich auch Adorno treffen, der in dem ganzen Buch allerdings ziemlich

unterbelichtet bleibt. Im Unterschied zu Horkheimer orientierten sich ja beide – Adorno und Sohn-Rethel – viel stärker an der Frage der realen Abstraktion, die Marx bereits in den Grundrissen aufgeworfen hatte. Aber, wie Postone einwirft, auch diese Variante kritischer Theorie beschränkte sich dabei auf die Sphäre des Tausches: Sohn Rethel „argues that the sort of abstraction an form of social synthesis entailed in the value form is not a labor abstraction but an exchange abstraction. (...) Sohn-Rethel, however, interprets the commodity form as being extrinsic to commodity-determined labor (...) He emphasises on exchange, which excludes any examination of the implications of the commodity form for labor (...)“ (S.179)

Gerade darauf hat es nun Postone abgesehen: die Realabstraktion auf dem Gebiet der Arbeit dingfest zu machen. Da er allerdings die musikalischen und ästhetischen Schriften Adornos ausklammert, vermag er auch nicht die darin formulierte Kritik der abstrakten Arbeit wahrzunehmen, von der im letzten Teil dieses ‚Essays‘ zu sprechen sein wird.

## Arbeit und Zeit

Postone begreift die Frage des Mehrwerts und der Wertgröße, die im Arbeiterbewegungsmarxismus im Mittelpunkt stand, lediglich als integrierten Bestandteil einer anderen, fundamentalen Kritik, die Marx im Kapital formuliert hat, und die mit der Wertform auch die abstrakte Arbeit und die abstrakte Zeit in Frage stellt. Diese ist nun in den Mittelpunkt zu rücken – aber gerade hier gibt es den größten Widerstand des gesunden Menschverstands. Gemeinhin unterscheidet man zwischen linearer und zyklischer Zeitauffassung. Postone jedoch erörtert eine andere Unterscheidung: er differenziert darin, ob die Zeit als abhängige oder unabhängige Variable begriffen wird – im einen Fall spricht er von konkreter, im andern von abstrakter Zeit. Vor der Moderne, vor der Totalisierung des Kapitalverhältnisses, war die Zeit keine autonome Kategorie, sie war abhängig von Ereignissen, und konnte qualitativ bestimmt werden, als gute oder schlechte, heilige oder profane. Konkrete Zeit geht darum nicht im Begriff der zyklischen Zeit auf: „for there are linear con-

ceptions of time which are essentially concrete (...) Concrete time is characterized less by its direction than the fact that it is a dependent variable. (...) A relationship exists between the measure of time and the sort of time involved. The fact that the time unit is not constant, but itself varies, indicates that this form of time is a dependent variable, a function of events, occurrences, or actions. 'Abstract time' on the other hand, by which I mean uniform, continuous homogeneous, 'empty' time, is independent of events. The conception of abstract time which became increasingly dominant in Western Europe between the fourteenth and seventeenth centuries, was expressed most emphatically in Newton's formulation of 'absolute, true and mathematical time (which) flows equably without relation to anything external.' Abstract time is an independent variable; it constitutes an independent framework within which motion, events, and action occur. Such time is dividible into equal, constant, nonqualitative units. The conception of time as an independent variable with phenomena as its function was developed only in modern Western Europe." (S.202)

Im folgenden weist Postone alle Versuche zurück, die Entstehung dieser westlichen Zeitvorstellung, mit Kant gesprochen: dieses westlichen Zeitschematismus, auf technische Erfindungen, vor allem die Entwicklung der Uhr, die eine präzise, mathematische Zeitmessung erlaubt, zu reduzieren. Der Vergleich mit China, wo es früh schon Uhren gab, macht das Wesentliche deutlich: „notion of productivity, in the sense of output per unit time, was unknown." Gerade darum aber geht es nun in Western Europe. Postone verweist hier auf Jacques Le Goff, der bereits unter den verschiedenen Arten von Zeitmessung in der mittelalterlichen Stadt die Arbeits-Glocken hervorgehoben hat, „which appeared and spread quickly in the cloth-producing towns of the fourteenth century." (S.209). „The work bells themselves were an expression of a new social form that had begun to emerge, particularly within the medieval cloth-making industry. This industry did not produce primarily for the local market, like most medieval 'industries' but, along with the metal industry, was the first that engaged in large-scale production for export. The craftsmen of most other industries sold what they produced, but in the textile industry there was a strict separation between the cloth merchants, who distributed the wool to the workers, collected the finished cloth from them and sold it, and the workers, many of whom were 'pure' wage earners, possessing only their labor power." (S.209f.). „productivity (...) was constituted, at least implicitly, as an important social category in the textile industry of medieval Western Europe." (S.210)

Da die Arbeiter hier tageweise bezahlt wurden, ging es in der Frage der Entlohnung stets um die Länge und die Definition des Arbeitstages, um die Arbeitspausen. Die städtischen Arbeitsglocken markierten für die frühen textilerzeugenden Betriebe den Beginn und das Ende des Arbeitstages, ebenso wie die Unterbrechungen zur Mahlzeit. Daraus folgert Postone: „with the rise of early capitalist forms of social relations in the cloth-producing urban communes of Western Europe, a form of time emerged that was a measure of, and eventually a compelling norm for, activity. Such a time is dividible into constant units, and within a social framework constituted by the emerging commodity form, such units also are socially meaningful." (S.211)

Das Geld ist die erste Erscheinungsform des real Abstrakten überhaupt. Marx hat damit folgendes gemeint: „Es ist, als ob neben und außer Löwen, Tigern, Hasen und allen andern wirklichen Thieren, die gruppiert die verschiedenen Geschlechter, Arten, Unterarten, Familien usw. des Thierreichs bilden, auch noch DAS THIER existierte, die individuelle Incarnation des ganzen Thierreichs. Ein solches Einzelnes, das in sich alle wirklichen vorhandene Arten derselben Sache einbegreift, ist ein Allgemeines, wie Thier, Gott usw."<sup>2</sup> Indem dieses Geld nun unmittelbar auf die konkrete Arbeit bezogen wurde – dadurch daß die Länge der Arbeitszeit mit der Summe des dafür bezahlten Geldes gleichsam synchronisiert werden konnte – ist auch der erste Schritt zur abstrakten Arbeit getan. D. h. die abstrakte Logik des Geldes, die bereits in der Antike ihr Unwesen trieb, hier aber auf engbegrenztem gesellschaftlichem Raum, erfaßt nun an der Schwelle zu Moderne Arbeit und Zeit und verwandelt sie in reale Abstraktionen. Geld wird Zeit.

Die mechanische Uhr, nicht lange nach der Einführung der Arbeitsglocken erfunden, setzte sich in den städtischen Zentren des mittelalterlichen Europas rasch durch. Am Ende des 14. Jahrhunderts war hier die sechzigminütige Stunde so gut wie etabliert. Freilich handelte es sich noch immer und für lange um Inseln der abstrakten Zeit in einem Meer disparater konkreter Zeitvorstellungen, unmeßbar und unteilbar. Postone betont aber, daß die abstrakte Zeit, ihrem genauen Begriff gemäß, eine totalisierende Tendenz von Anfang an besaß, und schon im Ursprung nicht sich sozial eingrenzen läßt auf eine bestimmte Klasse, sondern den Alltag der Stadt, die Lebenswirklichkeit der darin lebenden Menschen durchdrang. Es handelt sich um eine Form von Herrschaft, die begrifflich nicht aufgeht in Klassenherrschaft: „The temporal social forms (...) have a life of their own, and are compelling for all members of capitalist society – even if in a way that benefits the bourgeois materially. Although constituted socially, time in capitalism exerts an abstract form of compulsion." (S.214)

Als Resultat gesellschaftlich totaler Vermitt-

lung wird die aufgewendete Arbeitszeit in eine Zeit-Norm verwandelt, die von jedem individuellen Tun abstrahiert und es im selben Maß beherrscht. Darin wäre schließlich auch der reale Eurozentrismus der Geschichte und Kultur, die ‚Herrschaft‘ des Abendlands und die Dominanz der westlichen Welt materialistisch zu begreifen: in der realen Abstraktion von konkreter Arbeit und Zeit. Sie kann letztlich von niemandem beherrscht werden, da sie doch von allen abstrahiert; sie allein vermag die totale Integration zu bewerkstelligen und jene One World zu schaffen, deren Abstraktionsleistung im millionenfachen Hungertod besteht.

### Abstrakte Zeit und Ursprung der Musik (Einstimmigkeit – Mehrstimmigkeit)

Bei der Durchsetzung abstrakter Zeit handelt es sich um einen realen Prozeß, keineswegs um eine bloße Zeitvorstellung, obwohl natürlich eine Zeitvorstellung stets beteiligt ist und sein muß. Es ist die Einheit von Ideellem und Reellem. Philosophisch hat diesen Prozeß schließlich Kant – an der Wende zum industriellen Kapital, d. h. zur Totalität des Kapitalverhältnisses stehend – zusammengefaßt in seinem transzendentalen Subjekt und im Apriori seiner Verstandesbegriffe.

Eine materialistische Kritik abstrakter Zeit könnte nicht nur über die Transzendenz dieses Subjekts aufklären, sondern auch den Begriff der „Rationalisierung“, wie ihn Max Weber prägte, in den Zusammenhang der Marx'schen Wertkritik gleichsam zurückholen – und an beiden die tödlichen Konsequenzen des Kapitals sichtbar machen. Die Frage der Rationalisierung in der Kultur, speziell in der Musik, die Weber bemerkenswert skeptisch stellt, läßt sich davon nicht ausnehmen: Warum „gerade auf dem Boden des Okzidents, und nur hier, Kulturerscheinungen auftraten, welche doch – wie wenigstens wir uns gerne vorstellen – in einer Entwicklungsrichtung von universeller Bedeutung und Gültigkeit lagen?"<sup>3</sup>

Im Kapital hat Marx, „das Christentum, mit seinem Kultus des abstrakten Menschen, namentlich in seiner bürgerlichen Entwicklung, dem Protestantismus, Deismus u. s. w." als „die entsprechendste Religionsform" für eine „Gesellschaft von Waarenproduzenten" begriffen, genauer für eine Gesellschaft, „deren allgemein gesellschaftliches Produktionsverhältnis darin besteht, sich zu ihren Produkten als Waaren, also als Werthen zu verhalten, und in dieser sachlichen Form ihre Privatarbeiten auf einander zu beziehen als gleiche menschliche Arbeit (...)"<sup>4</sup> Das Zitat zeigt den theoretischen Fortschritt, den Marx seit dem Aufsatz Zur Judenfrage gemacht hat, wo er noch die jüdische Religion als Metapher für den kapitalistischen Geist verwendet hatte. Dieser Fortschritt beruht eben auf dem Begriff von abstrakter Arbeit und Zeit: stehen sich in der frühen Schrift Geld und

Gesellschaft unvermittelt wie der abstrakte Gott des Judentums und die konkrete Gesellschaft gegenüber, so vermag Marx nun mit dem Begriff des Werts die totale Vermittlung herzustellen – von der konkreten zur abstrakten Arbeit und vom abstrakten Tauschwert zum konkreten Gebrauchswert – und findet hierfür gerade in der christlichen Religion eine entsprechende verhimmelte Form.

Was Marx aber nicht erörtert, ist die Frage, warum die der kapitalisierten Gesellschaft entsprechendste Religion gewissermaßen früher da war als die Gesellschaft selbst; warum abstrakter Gott und konkreter Sohn eher da waren als Wert und Profit. Ein Problem, das die simple Lösung des Basis-Überbau-Schemas Lügen straft, erscheint doch die Universalität der christlichen Kirche in gewisser Weise als Antizipation der Universalität des Kapitals, der christliche Gott als Vorwegnahme des alles durchdringenden Werts; die Heilsgeschichte als kindlicher Entwurf des Verwertungsprozesses.

Gerade hier erlaubt die Kategorie der abstrakten Zeit eine zumindest schärfere Fragestellung. Postone beginnt seine historischen Exkurse übrigens nicht mit der Textilindustrie des Hochmittelalters, sondern mit der Arbeitszeit in den Klöstern. Er weist dabei auf eine spezifische Disziplinierung und Ordnung der Zeitverhältnisse hin, was die Regelung von Arbeit, Essen und Beten betrifft. Die Zeit wurde dabei für die Mönche bereits durch Glocken markiert.

Es ist dies gewissermaßen noch die Phase des einstimmigen Gregorianischen Chorals. Die Musik wird mittels Neumen notiert, die keine Tonhöhen, sondern Bewegungsrichtungen markieren. Tempo und Rhythmus sind absolut textabhängig und werden nicht schriftlich festgehalten. Die Zeit ist konkret. Der Text bestimmt die Zeit der Musik, wie das manuelle Läuten der Glocken den Alltag der Mönche. Das ändert sich im mehrstimmigen Musizieren, wie es mit dem Aufschwung der Städte sich verbreitet. Die Musik entwickelt (im Organum der Notre-Dame-Periode des 12., 13. Jahrhunderts) Selbständigkeit gegenüber dem Text; Komposition im eigentlichen Sinn beginnt mit Liniennotation und (in der Ars antiqua des 13. Jahrhunderts) Mensuralnotation, die es erlauben, das Verhältnis des einzelnen Tons zu den anderen – Tonhöhe und –länge – aus dem einzelnen Notenzeichen selbst abzuleiten (und nicht mehr wie bei den Neumen aus dem Zusammenhang des gesungenen Textes oder später bei der Modalnotation aus einer bestimmten Gruppierung von Notenzeichen). Die Einbindung der Musik in einen konkreten, auf unmittelbare Weitergabe von Musizierpraktiken beruhenden Zusammenhang, für den die Zeichen ursprünglich nur Hinweise und Anhaltspunkte, Gedächtnisstützen gleichsam, darstellen, weicht Schritt für Schritt der abstrakten Quantifizierung der Proportionen von Tonhöhe und –länge.

Es geht also um Mehrstimmigkeit im engen Sinn, nicht um bloße Verschiedenstimmigkeit, die überall entstehen kann, wo zusammen musiziert wird. Erst die „disziplinierte Zurichtung volkstümlicher Heterophonie“ (Kurt Blaukopf)<sup>5</sup> im Sinne jenes Abstraktionsvorganges, der auf der Quantifizierbarkeit der Tonverhältnisse beruht, wäre darum als eine Mehrstimmigkeit anzusehen, die es der Musik ermöglicht, ihre eigene Zeitökonomie auszubilden.

Solche Vorgänge, in denen sich Musik als relativ autonome Form historisch konstituiert, werden durch eine Ontologisierung des Musikalischen natürlich ausgeblendet. Geradezu ein Paradigma dafür ist die bekannte alte Studie von Karl Bücher über Arbeit und Rhythmus<sup>6</sup>, die im selben Maß die Arbeit wie die Musik ontologisiert, und jede Unterscheidung zwischen konkreter und abstrakter Zeit unmöglich macht; charakteristisch auch, daß sich Georg Lukács in seiner ontologisch angelegten Ästhetik gerade auf diese Studie stützt.<sup>7</sup> James L. Mursell hingegen hat bereits 1946 gegen solche Vorstellungen eingewandt, daß jedes Tonsystem eine Konstruktion des gesellschaftlichen Geistes sei, ein Phänomen gesellschaftlicher Übereinkunft.<sup>8</sup> Das Problem ist allerdings, daß sich diese Übereinkunft hinter dem Rücken der Individuen herstellt und ihnen darum als metaphysische oder ontologische Gegebenheit entgegentritt, daß der gesellschaftliche Geist nicht vollständig bei Bewußtsein ist, wenn er sein Tonsystem konstruiert.

Von außen und vorsichtig tastend nähert sich darum Kurt Blaukopf jener gesellschaftlichen Situation an, in der Mehrstimmigkeit entstand: „Die ökonomischen Motive, die diese Mutation der musikalischen Praxis auslösen, sind begleitet von einer neuen Einstellung zur Zeit, die sich auch wieder aus den neuen wirtschaftlichen Verhältnissen ergibt. Im Zuge der Urbanisierung treten gegen Ende des 13. Jahrhunderts die ersten Räderuhren auf. Die Messung der Zeit beginnt (...) sich im Bewußtsein der Menschen einzunisten. Die Musik der Kirche, bisher ‚zeitvergessenes Gebiet‘ (Rudolf Wendorff), vermag sich dieser Neuerung nicht ganz zu entziehen.“<sup>9</sup> Sowenig eine neue Einstellung zur Zeit die wirtschaftliche Entwicklung bloß begleitet haben kann, sie vielmehr zuinnerst bestimmte, so wenig konnte die Musik sie weiterhin ‚vergessen‘. Blaukopf verweist dabei auf den Einfluß der *musica vulgaris*, also plebejischer Musikformen, und kann sich darin auf Georg Knepler stützen.<sup>10</sup> Gerade der Einbruch plebejischer Formen ins zeitvergessene Gebiet der einstimmigen Kirchenmusik führte offenkundig dazu, daß die europäische Musik sich in eigenartiger Mimikry konstituierte: in der Nachahmung abstrakter Zeit.

Ausgangsbasis jedoch bildete die Abstraktion vom Körper, die vom Christentum bereits lange davor durch die zunächst unbedingte und ein-

stimmige Bindung der Musik ans Wort eingeübt worden war (und u. a. mit dem Verbot von Tänzen und anderen kultischen Formen einherging). Blaukopf schreibt ganz allgemein von einer „Aussonderung des ‚Musikalischen‘ aus einem Komplex, der ursprünglich Sprache, Musik und Bewegung in enger Verschränkung beinhaltete.“<sup>11</sup> Nur auf dieser Grundlage konnte in der Folge die „volkstümliche Polyphonie“ – mit Weber gesprochen – „rationalisiert“ – d. h. zur Nachahmung abstrakter Zeit integriert werden.<sup>12</sup> Erst die mensurale Polyphonie, die aus dieser Integration hervorging, schuf jene Distanz zum Text und machte die Musik bis zu einem Grad unabhängig, der es ihr erlaubt, in ihrem Inneren abstrakte Zeit nachzubilden. Erst wenn in schriftlich festgelegter Form mehrere Stimmen zur selben Zeit Verschiedenes, verschieden hohe Töne in anderer Folge singen, kann diese Gleichzeitigkeit überhaupt als leeres Kontinuum erscheinen; als etwas, das sie teilen, und das doch nicht identisch mit ihnen ist; worin sie sich demnach wie in einem geometrischen Raum befinden.

So läßt sich in der Entwicklung der europäischen Musik wie in keiner anderen Kunstform die Nachahmung abstrakter Zeit verfolgen – freilich keine Nachahmung im Sinne der Widerspiegelungstheorie, die nur das Basis-Überbau-Schema reproduziert. Einerseits setzt sich hier die abstrakte Zeitvorstellung einfach durch, andererseits setzt die Musik ihr in der Reflexion eine Art Widerstand entgegen. Es handelt sich um eine Nachahmung im Sinne von Adornos ästhetischer Theorie: „erst in seiner Selbstentfremdung durch Nachahmung kräftigt das Subjekt sich so, daß es den Bann der Nachahmung abschüttelt (...) Durch Nachahmung hindurch, nicht abseits von ihr hat Kunst zur Autonomie sich gebildet.“ Sie greift „gestisch nach der Realität, um in der Berührung mit ihr zurückzuzucken.“<sup>13</sup> Im Falle der Musik ist es die Realität abstrakter Zeit, nach der die Polyphonie gestisch greift, wenn sie das Metrum schafft, und zugleich vor ihr rhythmisch und harmonisch zurückzuckt.

#### Das Subjekt ‚erobert‘ die abstrakte Zeit (Barocke Inszenierung und klassische Arbeit)

In der Aneignung abstrakter Zeit konstituiert sich das Subjekt der Musik. Es erscheint als Herr der abstrakten Zeit, soweit es sie mit ‚konkretem‘ Sinn zu erfüllen vermag. Diesen Sinn gewinnt es aber gerade in der Kritik der abstrakt werdenden Arbeit. „Das Kunstwerk bekräftigt, was sonst die Ideologie bestreitet: Arbeit schändet.“<sup>14</sup>

Musikhistorisch spricht man von einem regelrechten „Paradigmenwechsel um 1600“ (Ludwig Finscher)<sup>15</sup>: Bereits im Verlauf des 16. Jahrhunderts zog, wie Alfred Einstein anschaulich ausführte, „die Oberstimme immer mehr den melodischen Ausdruck an sich, sie wird zur

melodischen Blüte der Komposition, die Untertönen sinken langsam zu begleitenden Nebentönen herab.<sup>16</sup> In der neuen Gattung der Oper findet dieser Vorgang seinen sichtbarsten Ausdruck – aber der homophone Schub, der hier durch Rückgriff aufs antike Drama legitimiert wird, betrifft die Musikentwicklung insgesamt. Zugleich vollzieht sich weitere Abstraktion oder „Rationalisierung“: die Kirchentönenarten weichen dem dualen Dur-Mollsystem; die Tonarten gleichen sich einander an; die temperierte Stimmung kann sich durchsetzen, die eine Oktave in zwölf, gleich große Intervalle unterteilt. Aber der in diatonischen Bahnen gleichmäßig dahinschreitende Generalbaß bildet nunmehr den kontinuierlichen Hintergrund, von dem einzelne Stimmen sich abheben können – als Heroen, die wie Orpheus, die zweite Natur von abstrakter Arbeit und Zeit zum Tanzen bringen.

Nicht zuletzt wird in der Oper – in Stoff und Handlung ebenso wie in ihren Repräsentationsaufgaben – die Nähe zum Staat sinnfällig, zu jenem Staat, der die Rahmenbedingungen herstellt für die Aneignung von Reichtum, die durch abstrakte Zeit der bürgerlichen Klasse ermöglicht wird. Er ist es, der nunmehr als großer Regulator offen in Erscheinung tritt, mit seinem merkantilistischen System nicht nur die abstrakte Arbeit, die zuvor nur in den Intermedien der spätfudalen Gesellschaft existierte, auf nationalstaatlicher Basis verallgemeinert, sondern zugleich die Voraussetzungen schafft, daß jenes Bürgertum, das davon den Mehrwert hat, allmählich als Subjekt Konturen gewinnt. Und wie dieses Subjekt im Politischen Anstalten macht, den Staat zu übernehmen und das Kapital als sein Instrument zu gebrauchen, so tritt das komponierende Alter ego, ob es sich nun unmittelbar dieser Klasse verpflichtet weiß oder nicht, immer stärker als eines in Erscheinung, das die abstrakte Zeit durch konkrete kompositorische ausfüllen kann.

Der musiktheoretische Terminus von der „thematischen Arbeit“ für die durchführungsartigen Teile der klassischen Sonaten und Symphonien kommt eben nicht von ungefähr: Komponieren ist eine höherer Form von Arbeit – doch Höhe meint hier nichts anderes als eine Distanz, die Selbstreflexion ermöglicht. Als die Klassiker ihre Sonaten schrieben, begann die Abstraktheit der Arbeit ein neues Niveau zu erreichen: Manufaktur ging in Industrie über; das Kapital, das zuvor als Handels- und Geldkapital die Produktion von außen bestimmen konnte, determinierte sie nun zunehmend von innen und verwandelte sich ins „automatische Subjekt“; die früher von außen an den Arbeitsprozeß angelegte Latte der Zeitmessung wurde ins Innere der Arbeit selbst transformiert; die Arbeitsteilung zerstückelte den ganzheitlichen Arbeitsprozeß des alten Handwerks in immer kleinere, wiederholbare und mit Maschinenkraft

betreibbare Einzeltätigkeiten; Meßbarkeit bzw. Quantifizierung wurde auf alle Abschnitte der Warenproduktion ausgedehnt.

Die Abstraktion, die der Wert an den verschiedenen Formen der konkreten Arbeit vornimmt, um sie auf den gemeinsamen Nenner der durchschnittlich notwendigen Arbeitszeit zu bringen, prägte damit in ganz neuer Weise die Arbeitsvorgänge selbst. Als solchermaßen abstrakt gewordene, bezweckt die Arbeit vor allem ein genaues, überprüfbares und wiederholbares Resultat des Arbeitsvorganges – nur dann kann der Mehrwert auch realisiert werden, der in der Ware steckt. Auch der Ausgangspunkt der klassischen Komposition ist die Wiederholung – im Kleinen (die regelmäßige Schlagzeit: der Beat; der Tonika-Dreiklang) wie im Großen (die Form der Reprise). Sie bildet den Rahmen, in dem die Musik ihre Arbeit tut. „Das Wiederholungsmoment im Spiel ist“ – so Adorno – „das Nachbild unfreier Arbeit (...)“<sup>17</sup>

Die Komponisten, soweit sie Künstler sind und keine Handwerker, entwickeln jedoch ihre ganze Kunst nicht in der Realisierung der Wiederholung, in der Bestätigung abstrakter Arbeit, sondern in der Abweichung von ihr, in der Negation von Wiederholung. Diese Negation läßt sich auf keinen Nenner bringen, nur auf den Begriff des Kunstwerks: denn jedes ästhetisch geglückte Musikstück beruht geradezu auf der Einzigartigkeit der Abweichung vom Abstrakten, der Negation des Wiederholungszwangs; und jede Ausführung desselben auf der Einzigartigkeit der Interpretation. Wer bei den Musikstücken der Wiener Klassik genauer hinhört, wird darum – mit Charles Rosen – erkennen, „wieviel Durchführung in der Reprise stattfindet“; wie sehr die vermeintliche Rückkehr zur Exposition, diese selbst umdeutet (– schon Haydns Komposition „ist für eine genaue Wiederholung auf der Tonika zu dramatisch entworfen“<sup>18</sup>); und daß die Musik auf rhythmischer Ebene „durchführt“, indem sie die symmetrische Organisation aufhebt.

Im Don Giovanni, dessen Hauptfigur als erster großer Versuch betrachtet werden könnte, das real Abstrakte der Moderne zur Darstellung zu bringen<sup>19</sup>, durchbricht Mozart noch die klassischen Rahmenbedingungen einer solchen immanenten Kritik und macht für einen schockhaften Moment die abstrakte Zeit selbst fast hörbar. Wenn er in der berühmten Drei-Orchester-Szene des ersten Finales drei verschiedene Tänze übereinanderschleift, hebt er den metrischen Puls, der seit Anbeginn der Musik die abstrakte Zeit belebt hat, tendenziell auf: „Als zusammenhaltendes Element bleibt nur die vom Takt gelöste leere Schlagzeit und die nicht mehr an ein metrisches System gebundene Harmonie übrig. Der Zusammenhang ist mechanistisch geworden, wird nicht mehr konstituiert durch eine lebendig pulsierende, wenn gleich allgemeine Zeitordnung.“<sup>20</sup>

### Die abstrakte Zeit erobert das Subjekt (Warenform, Romantik und musikalische Moderne)

Im Schock dieser kleinen Szene, den heute kaum noch jemand erlebt, liegt die ganze Erfahrung der Moderne: die ‚scheinhafte‘ Herrschaft des Subjekt über die abstrakte Zeit bricht in sich zusammen. Das musikalische Ich muß erkennen, daß es nicht Herr ist im eigenen Haus.

Romantik und Unterhaltungsmusik, Wagnersches Gesamtkunstwerk und Straußscher Walzer, sind nur zwei verschiedene Seiten dieses Zusammenbruchs. Der unmittelbare Zugriff der Warenform auf die Musik (auf die „musikalische Denkform“<sup>21</sup>, wie Eduard Hanslick sagen würde), der etwa in den Walzerfabriken von Strauß & Sohn<sup>22</sup> möglich wurde, schuf nicht nur die für eine Massenproduktion nötigen Standardisierungen in Metrum und Harmonik. Mit Dreivierteltakt, Marschrhythmus und Kadenzmechanik wurde das Prinzip der Wiederholung zu einer Art berauschendem Gegengift, das die aufgezwungene abstrakte Arbeit und Zeit erträglich erscheinen ließ und zu massenhaftem Konsum anregte. Off-Beat und Synkope des Jazz erweiterten schließlich den Spielraum, in dem die abstrakte Repetition nachvollzogen werden konnte, und steigerten damit die Wirkung des Gegengifts beträchtlich.<sup>23</sup>

Dies wirft jedoch Licht auf die Gesamtentwicklung der Musik am Ende des Sonatenzeitalters. Tatsächlich finden sich bei Schubert bereits kompositorisch ähnliche Probleme wie bei Johann Strauß. Allerdings kann Schubert noch die Trauer über den Verlust klassischer Souveränität, über die Niederlage des Subjekts gegenüber der abstrakt gewordenen Zeit, in spezifischer Weise zum Ausdruck bringen und diese musikalische Ich-Schwäche zum Grundcharakter seines unprofitablen Schaffens machen (die entsprechende Wirkung in einem Schubert-Lied ist „kumulativer und nicht syntaktischer Art“<sup>24</sup> – am extremsten im Leiermann aus der Winterreise), während sie bei Strauß nur als zeitweilige dunkle Tönung erscheint, die das Vergnügen nicht hemmt.

Es gehört zum gespenstischen Charakter der spätbürgerlichen Kultur, daß gerade in jener Phase, in der das kompositorische Subjekt seine klassische Souveränität über die Zeitverhältnisse verliert, der Kapellmeister als Taktschläger in den Vordergrund des Konzert- und Opernbetriebs tritt, um weiterhin und unter Einsatz des ganzen Körpers den Schein absoluter Herrschaft über die abstrakte Zeit zu suggerieren. In seinem Versuch über Wagner hat Adorno die Musik Richard Wagners genau in diesem Sinn als „erste Kapellmeistermusik großen Stils“ beschrieben: sie sei „in der Gestik des Schlagens“ konzipiert und „von der Schlagvorstellung beherrscht“.<sup>25</sup> Das Wagnersche Musikdrama insgesamt wird als eine Art Überblendung der Arbeit durch den

Tauschwert begriffen: es „findet darin sich zusammen mit jenem Typus von Konsumgütern des neunzehnten Jahrhunderts, der keinen höheren Ehrgeiz kennt, als jegliche Spur der Arbeit zuzudecken (...) Läßt überhaupt keine Autonomie der Kunst ohne Verdeckung der Arbeit sich denken, so wird diese im Hochkapitalismus, unter der totalen Herrschaft des Tauschwertes und der gerade kraft solcher Herrschaft anwachsenden Widersprüche problematisch und zum Programm (...) Die Magisierung des Kunstwerks läuft darauf hinaus, daß Menschen die eigene Arbeit als heilig verehren, weil sie sie als solche nicht erkennen können. (...) Erst die Wagnersche Spätkunst macht die Probe aufs Exempel der klassischen Ästhetik und überführt damit, freilich ungewollt, diese der eigenen Unwahrheit (...)“<sup>26</sup>

In seinen posthum erschienenen Beethoven-Studien geht Adorno dieser in Wagner virulent gewordenen Unwahrheit der klassischen Ästhetik nach – und er legt hier, im Unterschied zum Versuch über Wagner, das Augenmerk gerade auf den abstrakten Charakter der Arbeit: Bei Wagner nehme die Musik „den Charakter des kreisend Vergeblichen, schlecht Zwanghaften an. Wagner hat damit etwas über das Wesen der Durchführung selber ausgemacht d.h. ihr wohnt objektiv-musikalisch die gleiche Vergeblichkeit schon inne, die er dann explizit gemacht hat. Das hängt aber mit dem gesellschaftlichen Wesen der Arbeit zusammen, die gleichzeitig ‚produktiv‘ ist, die Gesellschaft am Leben erhält, und in ihrer Blindheit doch vergeblich bleibt, auf der Stelle sich bewegt ... Wenn in der Veränderung des Durchführungsprinzips von Beethoven zu Wagner eine gesamtbürgerliche Entwicklungstendenz sich niederschlägt, so zeigt aber die spätere Phase zugleich etwas über die frühere an, nämlich die immanente Unmöglichkeit der Durchführung, die nur momentan, paradox gelingen kann.“<sup>27</sup>

Adorno hat es sich – zum Leidwesen Schönbergs – auch nicht nehmen lassen, diese Interpretationsweise von Musik für die Zwölftontechnik fortzuführen. Es handelt sich allerdings um keine oberflächliche oder periphere Analogie von Musik und Arbeit, denn sie betrifft die „wachsende organische Zusammensetzung des Individuums“: „Das, wodurch die Subjekte in sich selber als Produktionsmittel und nicht als lebende Zwecke bestimmt sind, steigt wie der Anteil der Maschinen gegenüber dem variablen Kapital.“<sup>28</sup> Diese Erkenntnis aus den *Minima Moralia* hat Adorno in seiner Philosophie der neuen Musik für die Zweite Wiener Schule ausbuchstabiert: demnach wächst auch die organische Zusammensetzung der Komposition. Das, wodurch sie in sich selber als Kompositionsmittel und nicht als Zweck bestimmt ist – die von der abstrakten Zeit diktierte Rationalität des Tonsystems – steigt wie der Anteil der Maschi-

nen gegenüber dem variablen Kapital. Die Zwölftontechnik markiert dabei die höchste bis dahin erreichte organische Zusammensetzung der Musik. „Die Verwandlung der ausdrucksstragenden Elemente von Musik in Material, welche Schönberg zufolge durch die ganze Geschichte von Musik hindurch unablässig statt hat, ist heute so radikal geworden, daß sie die Möglichkeit von Ausdruck selber in Frage stellt. (...) Es ist (...) das unterdrückende Moment der Naturbeherrschung, das umschlagend gegen die subjektive Autonomie selber sich wendet, in deren Namen die Naturbeherrschung vollzogen ward (...) Stimmigkeit als ein mathematisches Aufgehen setzt sich an die Stelle dessen, was der traditionellen Kunst ‚Idée‘ hieß (...) Die neue Ordnung der Zwölftontechnik löscht virtuell das Subjekt aus.“<sup>29</sup> Paradoxiertweise gelangte die Zweite Wiener Schule zu dieser ‚Automation‘ des Komponierens auf der ständigen Flucht vor der Wiederholung – vor jenem musikalischen Prinzip, das die Musik mit der abstrakten Arbeit teilt und das bereits für die Wiener Klassik der Stachel war.

Im Vergleich zur Zweiten Wiener Schule mag die spätere Selbstkritik der Arbeit in der postseriellen ‚Avantgarde‘-Musik durchwegs als Trivialisierung erscheinen, doch wird sie gerade auf diese Weise konsequent zu Ende geführt. Und am Ende steht nicht nur die vollkommene Aushöhlung der Kunstautonomie, sondern die Zurschaustellung der reinen leeren abstrakten Zeit, aus der die Musik sich vollkommen verflüchtigt hat: das berühmte Musikstück von John Cage, das keine Musik mehr ertönen läßt, aber seine Zeitdauer als Titel trägt: 4'33.

Wenn die abstrakte Arbeit ausgeht, bleibt die abstrakte Zeit als absurde *Contradictio in adjecto* zurück: „gesellschaftliche Arbeit spottet ästhetisch des bürgerlichen Pathos, nachdem die Überflüssigkeit der Arbeit real in Reichweite kam.“<sup>30</sup>

- 1 *Im folgenden wird mit der Seitenangabe im Text aus der Paperback-Publikation der Cambridge University Press, Cambridge, New York, Melbourne 1996 zitiert. Für das Jahr 2000 bereitet der Freiburger *ca ira*-Verlag die erste deutschsprachige Ausgabe vor.*
- 2 *Karl Marx: Das Kapital. Erster Band. Hamburg 1867. Karl Marx, Friedrich Engels: Gesamtausgabe (MEGA) Abt. II, Bd. 5. Berlin 1983. S.37*
- 3 *Max Weber: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Tübingen 1972. Bd. I. S.1*
- 4 *Marx, Das Kapital Bd. 1, MEGA II/Bd. 5, S.47f.*
- 5 *Kurt Blaukopf: Musik im Wandel der Gesellschaft. Grundzüge der Musiksoziologie. München 1984. S.226*
- 6 *Karl Bücher: Arbeit und Rhythmus. 4. Aufl. Leipzig-Berlin 1909*

- 7 *Vgl. hierzu Georg Lukács: Die Eigenart des Ästhetischen. Berlin-Weimar 1981. Bd.1. S.236ff.*
- 8 *James L. Mursell: Psychology and the problem of the scale. In The Musical Quarterly 32/1946, S.564*
- 9 *Blaukopf, Musik im Wandel der Gesellschaft, S.232*
- 10 *Georg Knepler: Geschichte als Weg zum Musikverständnis. Leipzig 1977. S.242*
- 11 *Blaukopf, Musik im Wandel der Zeiten, S.212. Genau genommen wäre davon auszugehen, daß der Komplex selbst Sprache, Musik und Bewegung ineinander übergehen ließ, so daß von Verschränkung noch gar nicht die Rede sein kann, die ja eine gewisse Selbständigkeit bereits voraussetzt.*
- 12 *Max Weber: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen 1973. S.522*
- 13 *Theodor W. Adorno: Ästhetische Theorie. Frankfurt am Main 1970. S.425*
- 14 *Theodor W. Adorno: Versuch über Wagner. Gesammelte Schriften. Frankfurt am Main 19. Bd.13. S.81*
- 15 *Ludwig Finscher: Einleitung. In: Neues Handbuch der Musikwissenschaft. Hg. v. Carl Dahlhaus u. Hermann Danuser. Bd.3. Laaber 1989. S.15*
- 16 *Alfred Einstein: Die mehrstimmige weltliche Musik von 1450-1600. In: Handbuch der Musikgeschichte. Hg.v. Guido Adler. 2. Aufl. Berlin 1930. Bd.1. S.359*
- 17 *Adorno, Ästhetische Theorie, 471*
- 18 *Charles Rosen: Der klassische Stil. Haydn, Mozart, Beethoven. München 1983. S.81f.*
- 19 *Vgl. hierzu Gerhard Scheit: Dramaturgie der Geschlechter. Frankfurt am Main 1995. S.134-164*
- 20 *Stefan Kunze: Mozarts Opern. Stuttgart 1984. S.353*
- 21 *Eduard Hanslick: Die moderne Oper. Bd.1. Berlin 1875. S.339*
- 22 *Zur arbeitsteiligen Produktionsweise und zu den Lieferquoten der Unternehmen von Strauß Vater und Sohn vgl. Peter Wicke: Von Mozart zu Madonna. Eine Kulturgeschichte der Popmusik. Leipzig 1998. S.47-74*
- 23 *Vgl. hierzu Gerhard Scheit: Roll over Adorno? Kleine Musikgeschichte des Fordismus. In: G.S.: Mülltrennung. Beiträge zu Politik, Literatur und Musik. Hamburg 1998. S.164-187*
- 24 *Rosen, Der klassische Stil, S.512*
- 25 *Adorno, Versuch über Wagner, S.28*
- 26 *Ebd. S.81*
- 27 *Theodor W. Adorno: Beethoven. Frankfurt am Main 1993. S.62f., 65f.*
- 28 *Theodor W. Adorno: Minima Moralia. Frankfurt am Main 1980. S.307*
- 29 *Theodor W. Adorno: Philosophie der neuen Musik. Frankfurt am Main 1974. S.24, 62f., 66*
- 30 *Adorno, Ästhetische Theorie, S.333*

# Marx und die Volkswirtschaft

## ÜBER DIE MIßBRÄUCLICHE NUTZBARMACHUNG DER KRITIK DER POLITISCHEN ÖKONOMIE FÜR DIE WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFT

von Stephan Grigat

Wenn man ein Buch über Marx durchblättert und es in ihm von volkswirtschaftlichen Diagrammen und Tabellen nur so wimmelt, und wenn sich im Stichwortregister dieses Buches zwar Begriffe wie „Transfereinkommen“, nicht aber „Verdinglichung“, „Fetischismus“ oder „Versachlichung“ finden, dann weiß man ungefähr, was einen erwartet. Wenn dann noch in der Einleitung der Herausgeber zu lesen ist, daß es ihnen darum geht, zu fragen, was von „der Marxschen Weltansicht wissenschaftlich produktiv bleibt“, wenn sich der Marxismus „in der Konkurrenz der ökonomischen Ansätze der scientific community zu bewähren hat“, wird deutlich, daß hier keine Fortsetzung des Marxschen Projektes, nämlich der Kritik alles Bestehenden, zu erwarten ist, sondern die akademische Depotenzierung von jener Gesellschaftskritik, die mit Marx ihren Anfang nahm.

Peter Ruben, Professor im Ruhestand, bringt die Philosophiegeschichte in Anschlag, um mit Hegel und Epikur die Unvernünftigkeit des Kommunismus zu beweisen und zu der zeitgeistigen Überzeugung zu gelangen: „Die Vorstellung vom Privateigentum als der Wurzel aller sozialen Übel, ist falsch.“ Er verwirft die Darstellung der Wertformen im ersten Band des Marxschen „Kapital“ und meint, eigene Wertformen anbieten zu müssen. Er fordert Definitionen, wo es Marx um das Begreifen der Sache im Durchgang ihrer Darstellung ging. Er „variiert“ die Marxsche Ausdrucksweise, verwirft zentrale Aussagen der Werttheorie als „völlig inakzeptabel“, nimmt „Umbenennungen“ vor, läßt Marxsche Kategorien, wie die Wertsubstanz „beiseite“, um sie durch andere zu ersetzen und gibt das Ganze dennoch als einen Versuch einer Rekonstruktion der Marxschen Theorie aus. Seine Ausführungen sind über weite Strecken aber nur eine Wiedergabe der durch Engels mitverursachten Fehlinterpretationen des „Kapitals“. Beispielsweise geht es ihm, der traditions-marxistischen Betrachtungsweise des Marxschen Hauptwerkes treu bleibend, darum, abermals zu beweisen, daß „das der Wertformlehre zugrunde liegende Interesse (...) klar historisch, nicht analytisch (ist).“ Dieses Mißverständnis der Wertformanalyse, bei der es sich gerade nicht um eine geschichtliche Untersuchung, sondern um eine systematische Ableitung des Geldes aus seinen logischen Voraussetzungen handelt, korrespondiert mit Rubens Einschätzung, Marx'

Kapitalismusbegriff sei wesentlich an Personen, an die Kapitalisten als Träger dieser Gesellschaft, gebunden gewesen. Da er nicht sieht, daß es Marx gerade um das Kapital als gesellschaftlichem Verhältnis gegangen ist, daß er Bewegungsgesetze analysiert hat, die sich hinter dem Rücken der Personen durchsetzen, kommt er zu dem ebenso banal richtigen wie auch zugleich völlig falschen Schluß, daß wir heute „mit einer Gesellschaftsordnung konfrontiert (sind), die dem Kapitalismus in der Marxschen Beschreibung nicht mehr entspricht“.

Hans G. Nutzinger schließt sich in fast allen Punkten Rubens Einschätzung an und dokumentiert, welche praktischen Konsequenzen aus einem derartigen Marx-Verständnis resultieren. Der Volkswirtschaftsprofessor und Mitherausgeber des Jahrbuchs „Ökonomie und Gesellschaft“ fordert nicht die Aufhebung der Warenförmigkeit, sondern wirft die „ethische Frage nach dem Umfang der Warenförmigkeit“ auf. Er sorgt sich um die „Zukunftsfähigkeit real existierender marktwirtschaftlicher Ordnungen“ und hält sein idealistisch-moralisches Sozi-Programm einer „ethischen Begrenzung der Warenförmigkeit“ für eine „immanente Voraussetzung einer bürgerlichen Gesellschaft“. Das große Problem von Marx sieht er darin, daß er „die positiven Koordinationsleistungen des Marktes nicht wirklich in den Blick“ bekommen habe. Nutzinger hingegen tut das und fährt deswegen voll auf Preise und Profit ab, weil die schließlich „wertvolle Informationen generieren und weitergeben und so Handlungsanreize schaffen“. Im akademischen Bereich plädiert er für eine „marxistisch inspirierte Sozialwissenschaft“, die allerdings mit der Marxschen Wertkritik nichts am Hut haben dürfe. Da fragt man sich dann, wozu er den Zusatz „marxistisch“ überhaupt für notwendig erachtet.

Durchaus lesenswert ist hingegen der Beitrag von Heinz-Dieter Hausstein, der die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Marx und der evolutorischen Ökonomik, die sich seit einiger Zeit als eigenständige theoretische Richtung in der zeitgenössischen Wirtschaftswissenschaft etabliert hat, herausarbeitet und dabei auch die Dogmatisierungen des Marxismus-Leninismus ins Zentrum der Kritik rückt. Auch der Aufsatz von Manfred Lauer mann über „Marx als Wirtschaftssoziologe“ hebt sich, trotz seiner mitunter willkürlich anmutenden Vielfalt

an Theoriebezügen (von den italienischen Operaisten über die Postmoderne bis zur Systemtheorie) positiv von Nutzingers und Rubens Beiträgen und vor allem auch von Gerhard Hubers Aufsätzen zur Kritik der Marxschen Klassentheorie, auf die hier nicht weiter eingegangen werden soll, ab.

Auch wenn sich in einigen Aufsätzen des Sammelbandes, der Beiträge einer Tagung von Ökonominen und Ökonomen aus der ehemaligen DDR und der BRD aus dem Jahr 1995 zusammenfaßt, durchaus Richtiges findet, bleiben die meisten Autoren einem recht eigenwilligen, jedoch gerade im akademischen Betrieb häufig anzutreffenden Verständnis der Marxschen Theorie verhaftet. Wahrscheinlich ist dieses Verständnis schon in der Fragestellung, was von der ökonomischen Theorie von Marx bleibe, angelegt, da sie Marx zum Ökonomen stempelt, anstatt ihn als Kritiker der Ökonomie zu begreifen. Zwar ist die Marxsche Kritik auch ökonomische Theorie im klassischen Sinne, aber ihr Wesen liegt in der Kritik der politischen Ökonomie als solcher. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie basiert im Gegensatz zur auch heute in der Volkswirtschaftslehre vorherrschenden subjektiven Wertlehre, und durchaus auch im Gegensatz zu objektiven Werttheorien, als welche die Marxsche Wertkritik im Sammelband immer wieder bezeichnet wird, auf etwas, was man am ehesten eine gesellschaftliche Werttheorie nennen könnte, die die Analyse des Werts, der Verselbständigung des Werts im Geld und der Verwandlung des Geldes in Kapital umfaßt. Eines der großen Mißverständnisse von Marx „Kapital“ ist wohl jenes, das man glaubt, es gäbe so etwas wie eine Marxsche Wirtschaftslehre. Dabei wird so getan, als gäbe es ein paar liberale und konservative, also bürgerliche Theorien dazu, wie das, was man so Wirtschaft nennt, funktioniert, und dann gibt es eben den Marx, der die gleichen Zusammenhänge ein bißchen anders erklärt. In einigen Punkten trifft das natürlich durchaus zu. Nur kann so das Wesen, der Kern von Marx kaum begriffen werden, da er sich zum Teil mit ganz anderen Gegenständen beschäftigt als die bürgerliche Wirtschaftslehre. Vor allem stellt er ganz andere Fragen. Es war nicht sein Anspruch, eine ökonomische Theorie neben anderen zu entwerfen, sondern alle anderen ökonomischen Theorien in ihrer Gesamtheit, also bereits in ihren

grundsätzlichen Prämissen, in ihren – oft unausgesprochenen – Voraussetzungen zu kritisieren. Der Marx im „Kapital“ ist also durchaus kein Ökonom, da er gerade auf die sozialen Beziehungen, die das, was dann Ökonomie genannt werden kann, erst konstituieren, abhebt. Er ist aber ebenso kein Soziologe – zumindest im positivistischen Sinne –, da er gerade die Scheinhafte der soziologischen Realität auf ein inneres Wesen der Gesellschaft zurückführt. Ebenso wenig ist er aber Philosoph, da er dieses innere Wesen als materielle Wirklichkeit faßt, der die Individuen, ohne daß sie diese Wirklichkeit begreifen, unterworfen sind. Die Marxsche Kritik handelt also, wie Hans-Jürgen Krahl das einmal nannte, von der Bewußtlosigkeit aller Beteiligten. Aber auch die Psychologie ist bei Marx etwas anderes als die Untersuchung individueller unbewußter Disposition, da es ihm um Ideologiekritik, um das gesellschaftlich Unbewußte und dessen soziale Konstruktion geht. Die ganze Wissenschaftseinteilerei funktioniert bei ihm nicht. Was wir bei Marx vorfinden, ist schlicht und einfach Gesellschaftskritik, also Kritik der bestehenden Gesellschaft und Kritik der Vorstellungen, die von dieser Gesellschaft existieren. Diese Kritik gilt es fortzuführen, anstatt den „marxistischen Ansatz“ auf seine Brauchbarkeit für volkswirtschaftliche Theoriebildung abzuklopfen.

Camilla Warnke/Gerhard Huber (Hg.): *Die ökonomische Theorie von Marx – was bleibt? Reflexionen nach dem Ende des europäischen Kommunismus.* Metropolis-Verlag: Marburg 1998, 240 S., 44,- DM

In ihrer fundamentalen Krise entpuppt sich die Arbeit noch einmal als totalitäre Macht. Wer nicht arbeitet soll auch nicht essen! Dieser zynische Grundsatz gilt noch immer, obwohl er Millionen von Menschen für „überflüssig“ erklärt. Angesichts dessen ist heute jeder Schrei nach Arbeit und „Arbeitsplätzen“ nur noch regressiv. Notwendig ist vielmehr der Kampf gegen die Arbeit. Soziale Emanzipation setzt den kategorialen Bruch mit dem gesellschaftlichen Zwangsprinzip voraus, dem die Menschheit sich über zwei Jahrhunderte lang unterworfen hat.

### Gruppe KRISIS Manifest gegen die Arbeit

Herausgeberin: Zeitschrift Krisis –  
Beiträge zur Kritik  
der Warengesellschaft  
54 S., DM 5/35 öS/Eur 2,50  
(im Handverkauf)

#### Bezug in Österreich über: Streifzüge

1 Ex.: 40 öS, 3 Ex.: 100 öS,  
5 Ex.: 150 öS, 10 Ex.: 250 öS.

# Populismus gleich Demokratismus

ÜBER DIE ZUSPITZUNG DER DEMOKRATIE IN ZEITEN IHRESVERFALLS

von Franz Schandl

War der Populismus bei den politischen Eliten der nachfaschistischen Ära eher verpönt, so ist er in den letzten Jahren salon- und hoffähig geworden. Nicht nur am rechten Rand, sondern auch und vor allem in der Mitte der Gesellschaft. Zweifellos, der Populismus ist populär. „Ich bin ein positiver Populist“,<sup>1</sup> sagt etwa der österreichische Kanzler Viktor Klima. Populist zu sein gehört heute mehr denn je zum Anforderungsprofil eines erfolgreichen Politikers.

Wenn hier in der Folge von Populismus gesprochen wird, dann sind ausschließlich aktuelle Strömungen in den Zentren des Kapitals gemeint. Als Prototyp dieses sekundären, d.h. postfaschistischen und postfordistischen Populismus gilt uns Jörg Haider, der auch des öfteren als Fallbeispiel herangezogen wird. Unsere Analyse erhebt gar nicht erst den Anspruch, alles, was unter jenem Begriff firmiert, unter ein Dach zu bringen. Insbesondere der sogenannte Befreiungsnationalismus bleibt in diesem Text außen vor.

Populismus meint Auslieferung an die Stimmung durch ihre Einforderung. Was natürlich dazu führt, daß die tendenziell sowieso populistisch angelegte Politik im Zeitalter kulturindustrieller Diktate immer populistischer agieren muß, wollen ihre Träger in der medialen Arena bestehen. An ihr Ende angekommen, zeigt uns die Demokratie ihren blanken Hintern. Sie demonstriert sich kenntlich, doch fast alle schauen weg. Beinahe täglich blamiert sie auch ihre Tadler, denen nichts Besseres einfällt als unentwegt gestrige Verhältnisse gegen heutige Zustände einzuklagen.

#### Gesunder Menschenverstand

Der Populismus baut auf die ungebrochene Verallgemeinerung des gemeinen Menschenverstands, der auch in der Politik, ja in der öffentlichen Kommunikation überhaupt kaltschnäuzig seine Allgemeingültigkeit behauptet. Politik soll gesäubert sein von jedem reflexiven und komplexen Gedanken, sie soll sich ausrichten auf Unmittelbarkeit und Direktheit. Was hochkommt ist eine Erregung, die geradezu widerborstig sich in ihrer einfältigen Dualität aufzudrängen versteht. Sie orientiert sich dann an so hervorragenden Kriterien wie leistungswillig gegen arbeitsscheu; inländisch gegen ausländisch; etc. Immer freilich ist das eine ausschließlich positiv besetzt, während man sich vom anderen abgrenzt.

Populismus bedeutet die Zurückdrängung von Erkenntnis und Begriff zugunsten eines dumpfen Gefühls, dem gesunden Volksempfinden. Es herrscht das Ressentiment, es verlangt nach einprägsamen Formeln. Es will nicht denken, es will nur noch handeln: „G'schehn muß was“, wie der hiesige Volksmund sagt. Der Stammtisch erhebt sich und will zur Tat schreiten.

Etablierte Politiken haben dem bisher unzureichend entsprochen, sie haben einfach zu differenziert, zu rücksichtsvoll agiert. „Der Rechtspopulist bietet Entladung an, dort, wo der Noch-Mainstream nur Spannung anbieten kann“,<sup>2</sup> schreibt Georg Seeßlen. Der Populismus will diese Vorsichtigkeiten und Zurückhaltungen über Bord geworfen, ja er verurteilt dieses zaghafte Lavieren und Taktieren seiner Konkurrenz als einen Makel des Systems. Wobei der Populismus unter System irgendwelche abgeleiteten Machenschaften versteht, z.B. Skandale oder Privilegien, bzw. gar die Bürokratie oder den Steuerstaat insgesamt. Was interessieren ihn Zustände, wenn er gegen Mißstände loslegen kann. Der sekundäre Populismus ist die falsche Auflösung der Politikverdrossenheit. Kein Vorurteil, das nicht zum Applaus führen kann.

Der Populismus ist ziellos, aber nicht zwecklos. Sein Zweck besteht in seiner Unmittelbarkeit, in der synchronen Begleitung des gesellschaftlichen Ablaufs. Er ist dessen verallgemeinerter Kurzschluß. Er ideologisiert diese Entwicklung, benennt seine Schuldigen. Er ist der synergetische Puffer, die realfiktive Richtschnur der Orientierungslosen. Sein Mund ist so voll wie sein Hirn leer ist.

Stets findet der Populismus Demonstrationsobjekte, die singular betrachtet, wirklich grotesk und übel sein mögen, sodaß sie nicht verteidigbar sind. Sensationierung, Skandalisierung und Kriminalisierung lassen jeden Anlaßfall (unabhängig vom Wahrheitsgehalt) als eigentlich der Gesellschaft untypische Absonderlichkeit erscheinen. Nicht eine spezifische

Verwirklichung der Norm wird erkannt, sondern eine Willkür der Abnorm, die sofort bestimmten Menschengruppen typologisch zugeordnet wird: Sozialschmarotzern, Privilegienrittern, Machthabern, Spekulanten, Funktionären, Bürokraten, Gaunern, Ausländern, Juden etc.

Während also die herkömmliche repräsentativ-demokratische Politik den komplexen Bedürfnissen irgendwie Rechnung tragen will, und je komplizierter das gesellschaftliche Aggregat ist, desto wirrer nicht nur Teile, sondern auch das Gesamte erscheinen, tut der Populismus so als hätte er auf der gegebenen gesellschaftlichen Basis einfache Rezepte, die es nur durchzusetzen und anzuwenden gilt. Er banalisiert, aber gerade dadurch kommt er an. Er beharrt auf einer metaphysischen Eindeutigkeit, wo schon gar nichts eindeutig ist.

Politik bedeutet a priori einen positiven Bezug auf Volk und Nation, und natürlich auch auf Staat und (zivile) Gesellschaft. Sie kann sich gar nicht anders gestalten. Was Politik zu ihren besten Zeiten vermochte, das war eben die Aufrechterhaltung einer notwendigen Abgehobenheit von den aktuellen Stimmungen und Bedürfnissen, inklusive deren Vermittelbarkeit. Der repräsentative Parlamentarismus wollte sich eine relative Autonomie von den sinnlichen Gewißheiten seines Staatsvolkes durchaus bewahren. Diese Politik wollte nicht nur gegängelt sein, sie wollte auch gängeln. Das Trottoir der Gemüter war nicht ihr primäres Terrain. Die Volksmassen waren ihr nicht Fetisch, sondern durchaus auch Manövriermasse. Politik verstand sich als Vormund des Volkes. Und das ist ausdrücklich nicht negativ gemeint! Es gibt wahrlich Übleres. Daß die etablierten Parteien bisher (von seltenen Ausnahmefällen abgesehen) jeweils links von ihren Wählern anzusiedeln gewesen sind, spricht für jene. Der obligate Ansatz, daß man das Volk zwar anzurufen hat, ihm aber nicht ganz trauen kann, der verschwindet nun aber. Es ist der Populismus, der diese Restbestände bürgerlich-immanenter Emanzipation eliminieren will. Diese Diskrepanz gilt es zu beseitigen, indem er ganz auf Identität und Gemeinheit setzt.

#### Politik von unten

Der sekundäre Populismus ist allerdings kein bloß rechtes Phänomen, er ist auch als linkes Bruchstück zu haben. Auch den Linkspopulismus gibt es, wenngleich er sich in den kapitalistischen Zentren nirgendwo durchsetzen konnte. Der ganze direktdemokratische Sermon etwa kommt aus dem Eck der Grünen und diverser Basisinitiativen.<sup>3</sup> Anstatt die bürgerliche Entscheidung als inhaltliche Form zu kritisieren, wollte man unbedingt beteiligt und miteinbezogen werden. Laßt uns partizipieren, ist das unentwegte Credo des Linkspopulismus. Was als

pragmatisches Kalkül angehen mag – schließlich ist jeder ein praktischer Opportunist der Verhältnisse –, ist als anstrebbares Prinzip grundverkehrt, eben weil es das Nichtdabeisein einklagt anstatt das Dagegensein zu vermitteln.

Links versteht sich das gewöhnlich als Politik von unten. Als hätte das Unten eine besondere Qualität, die sich vom Oben grundsätzlich, und noch dazu positiv unterscheidet. Damit werden nun keineswegs die Drangsalierung der breiten Masse durch Arbeit, Markt und Kulturindustrie gerechtfertigt, sehr wohl aber behauptet, daß ihre unmittelbaren sinnlichen Gewißheiten keine emanzipatorischen Anknüpfungspunkte erkennen lassen. Die Leute sind renitent, aber nicht oppositionell. Man darf sie nicht abholen, wo sie sind! Kann deren Empörung nicht durch Erkenntnis transformiert und so zur Kritik werden, ist jene eine systemimmanente und systemstabilisierende Größe. Im schlimmsten Fall offen reaktionär. Die wahre Identität der falschen Kritik ist die Affirmation.

#### Klassische Sichtungen

In der klassischen Sicht sind Parlamentarismus und Demokratie de facto identisch, Demokratie nur als Parlamentarismus vorstellbar. Die Trennung der Wähler von den Gewählten ist strukturell bedingt: „Die Demokratie ist notwendig und unvermeidlich ein Parteienstaat“,<sup>4</sup> schrieb der österreichische Rechtstheoretiker Hans Kelsen. Die Demokratie verwirklicht sich mittelbar im Parlamentarismus: „Je größer die staatliche Gemeinschaft, desto weniger erweist sich die schöpferische Tätigkeit der Staatswillensbildung unmittelbar selbst zu entfalten, desto mehr ist es schon aus rein sozialtechnischen Gründen gezwungen, sich darauf zu beschränken, den eigentlichen Apparat der Staatswillensbildung zu kreieren und zu kontrollieren. Andererseits aber wollte man den Schein erwecken, als ob auch im Parlamentarismus die Idee der demokratischen Freiheit, und nur diese Idee, ungebrochen zum Ausdruck käme. Diesem Zwecke dient die Fiktion der Repräsentation, der Gedanke, daß das Parlament nur Stellvertreter des Volkes sei, daß das Volk seinen Willen nur im Parlament, nur durch das Parlament äußern könne, obgleich das parlamentarische Prinzip in allen Verfassungen ausnahmslos mit der Bestimmung verbunden ist, daß die Abgeordneten von ihren Wählern keine bindenden Instruktionen anzunehmen haben, daß somit das Parlament in seiner Funktion vom Volke rechtlich unabhängig ist.“<sup>5</sup> Es war klar, „daß der staatliche Wille nicht unbedingt durch das Volk selbst, sondern durch ein allerdings vom Volk geschaffenes Parlament erzeugt wird.“<sup>6</sup>

Der schlaue Kelsen und seine Bundesgenossen formulierten die österreichische Bundesverfassung ganz in diesem Sinne. Der Artikel 1 lautet nicht von ungefähr: „Österreich ist eine

demokratische Republik. Ihr Recht geht vom Volk aus.“ Die Fiktion der Repräsentation übersetzt in die Fiktion der Selbstherrschaft des Volkes hat darin ihren Eingang gefunden. Denn: Wenn etwas wovon ausgeht, heißt es ja, daß es nicht dort ist! In dieser Hinsicht ist dieser Satz als durchaus genial zu bezeichnen, da er in seiner sprachlichen Konstruktion einerseits den Anspruch festhält, andererseits die Wirklichkeit korrekt wiedergibt. Kelsen oder auch das zweimalige österreichische Staatsoberhaupt, der Sozialdemokrat Karl Renner waren entschiedene Gegner unmittelbarer Demokratie.<sup>7</sup> Letzterer schreibt in seinem nachgelassenen Hauptwerk: „Die kühnste Fälschung der Demokratie aber ist das Plebiszit: Einer Volksgemeinschaft wird ohne die Möglichkeit der Diskussion, ohne Möglichkeit einer sachlichen und persönlichen Prüfung, ohne auch nur auf die Fragestellung irgendwie Einfluß nehmen zu können, gleichsam als ob man sie aus dem Schlafe weckte, die wichtigste Frage des Staatslebens zur Beantwortung vorlegt, um sie durch Übertreibung zur Preisgabe ihrer Autonomie zu veranlassen. In jedem praktisch gewordenen Falle war das Ergebnis nach Ablauf einer Spanne Zeit eine staatliche Katastrophe! Alle Gewaltmenschen, welche durch die Wechselfälle des öffentlichen Lebens an eine entscheidende Stelle gerückt worden sind, haben bei günstiger Gelegenheit den Versuch unternommen durch überstürzte Wahlen mit von der Volksgesamtheit unerwogenen Parolen, zumeist unter künstlich erzielter Stimmungspanik, plebiszitähnliche Entscheidungen hervorzurufen, gar oft mit persönlichem Erfolg, wenn auch zum dauernden Nachteil des Gemeinwesens.“<sup>8</sup>

Die Terminologie Renners ist freilich schauderhaft, völlig befangen in den Phrasen der Volksgemeinschaft, aber anders als die nazistische wollte die klassisch sozialdemokratische Variante, das Volk stets zügeln und drangsalieren. Es ahnte zumindest die Bestialität der Losgelassenen. Hüter wollte man sein, nicht Hetzer. Man muß den sogenannten Altpolitikern, d.h. den Funktionären und Apparatschiks schon zugutehalten, daß sie zur Demokratie einen äußerst pragmatischen Zugang hatten und deren Ausuferung nicht dulden wollten. Kein Zufall, daß gerade die heute am allermeisten kritisiert werden. Da ging es aber nicht nur um Pfründe und um Privilegien, sondern da war auch ein Gespür vorhanden, das dem gesunden Menschenverstand eine Schranke einziehen wollte, den Stammtisch am Stammtisch haben wollte, und nicht in den parlamentarischen Gremien. Daß man nicht zuviel Demokratie zulassen dürfe, war selbst einem Karl Renner noch sonnenklar. Diese Dämme sind in der Zwischenzeit gebrochen. Dieses Bewußtsein verfällt in Zeiten eines kulturindustriell inszenierten Politikantenstaudels sukzessive. Keine Idiotie, der nicht zur Mehrheit verholfen werden könnte, wo doch

der Idiotismus die seichte, aber doch mächtige Grundlage der Stimmungen ist.

Bei der von ihnen gestellten Frage: Staat oder Volk?, entschieden sich die österreichischen Republikgründer im Zweifelsfalle für den Staat. Der Gedanke, daß der Staat die Demokratie vor dem Volk schützt, mag heute überholt sein und schräg klingen wie auch obige Fragestellung insgesamt, sie haben aber durchaus begrenzte historische Berechtigung. Vor allem, wenn Binnenkonflikte der Gesellschaftsformation aufgearbeitet werden sollen.

### Demos alias populus

Demokratie heißt Herrschaft des Volkes. Da wir sowohl gegen die Herrschaft als auch gegen das Volk sind, warum sollen wir ausgerechnet für die Volksherrschaft sein? Demokratie meint die Selbstbeherrschung der sozialen Rollenträger, d.h. das tätige und geistige Bekenntnis des Individuums zu seiner Position. Herrschaft ist dem bürgerlichen „Dividuum“ (Günther Anders) eine immanente Größe. Es hat die objektiven Zwänge von Wert und Geld völlig aufgesogen, kann sich selbst ohne diese gar nicht mehr vorstellen, geschweige denn etwas anstellen. Es beherrscht sich wahrlich selbst, es ist seine eigenen Instanz, sein eigener Herr. Herr und Knecht treffen sich in demselben Körper. Bürgerliche Freiheit determiniert Selbstbeherrschung, Selbstverfügung, Selbstgehörigkeit.

Das Ideal des aufgeklärten Menschen blamiert sich an seinen Exemplaren. Der mündige Bürger entpuppt sich in bürgerlichen Zeiten stets als das hörige Subjekt. Typisch dafür ist das vielgerühmte Modell der kaum kritisierten Bürgerinitiative, in der noch einmal alle regressiven Komponenten der Demokratie konzentriert sind, die somit alles andere als einen Fortschritt gegenüber dem Repräsentativsystem darstellt, sondern bloß ein Zerfallsprodukt der Demokratie ist (zur Kritik siehe den nachfolgenden Beitrag).

Die Krise der Demokratie ist empirisch evident. Fast alles, was die Demokratie trägt (im Sinne jetzt von beinhalten wie konstituieren), ist in Verruf gekommen: Parteien, Politiker, Bürokratien, der Parlamentarismus, die Gesetzgebung, der Proporz. Bejaht, und das dafür umso frenetischer, wird lediglich der volksgemeinschaftliche Kern. Der Populismus hat gegen die herkömmliche, von Funktionären und Mandatären geprägte Demokratie die besseren Argumente, da er sie zu Ende führt. Zurecht beruft er sich auf das Volk und entzieht so denen, die sich auch auf dieses berufen, die argumentative Basis. „Ich habe keine Angst vor dem Volk. Daher bin ich für einen weiteren Ausbau der Direkten Demokratie.“<sup>9</sup> Jörg Haider mag kein klassischer Demokrat sein, ein reinrassiger ist er zweifellos. Der Populismus ist die reinsten Form der Demokratie. Haider weiß das, und Haider will das. Die anderen wissen es nicht, ihre blinde

Affirmation der Demokratie, verunmöglicht geradezu jede effektive Kritik.

Die moderne Demokratie giert nach kommerzialisierter Abstimmung, sie fragt nach Stimmung, will und muß diese demonstrieren. Der

Populist ist dahingehend sogar der (in doppeitem Wortsinn) lauterere Demokrat, da er ungeschminkt die Normalität zum Ausdruck bringt. Kritik und Demokratie gehen so nicht zusammen. Kritik fragt nach der Zurichtung der Stimmung, woher sie kommt, wohin sie will, kurzum was ihr Charakter ist. Kritik kann Maß, Anzahl, Quantum nicht als letztes Kriterium zulassen und billigen. Was die Leute wollen, sollen sie auch kriegen, ist ihr Inakzeptabel.

Was rechte Demagogen wissen oder zumindest spüren, das will linken Demokraten überhaupt nicht in den Sinn kommen. Daß gerade in der Linken, ja sogar in der radikalen Linken die Demokratie so anerkannt ist wie der Populismus verkannt, ja beide wie natürliche Antipoden erscheinen, ist Folge dieser völlig unhistorischen Sicht bürgerlicher Herrschaft, die eben Demokratie von dieser entkoppelt, sie nicht als Formprinzip des Kapitalverhältnisses sieht, sondern als eherne Form, ja Höhe- und Endpunkt menschlicher Kommunikation. Nichts verklärten die bürgerlichen Aufklärer und ihre linken Brüder und Schwestern so wie die Demokratie. Die allseits Bekannte ist die Nichterkannte. Fällig ist die Entzauberung der Demokratie.

Griechisch wie lateinisch. Populismus ist Demokratismus. Der Populismus ist seinem Wesen nach nicht der Gegner der Demokratie, sondern ihre Fortsetzung mit entschiedeneren Mitteln. Es ist die ursprünglich von der Linken propagierte und zwischenzeitlich fast allseits eingeforderte Demokratisierung der Demokratie, die zum Populismus führt. „Demokratie hält die Demokraten auf Trab, und die Demokratisierung der Demokratie ist unser Anliegen“,<sup>10</sup> schreibt Haider.

### Ordinary people

Die normalen Leute nehmen es Haider nicht übel, wie er mit seiner Umgebung verfährt. Sein autoritäres Gehabe kommt prächtig an. Sie selbst sind nichts anderes gewohnt. Kleine Leute hassen kleine Gauner, kennen sie sich doch selbst nur allzu gut. Haider aber, den sie lieben, ist kein kleiner Gauner. Ja, er prügelt diese vor einer begeisterten Menge regelrecht durch: „Das ist Haiders Angebot. „Er gibt ihnen Saures!“ (...) Die Leute erfreuen sich gar nicht an seinen Wortschöpfungen, sondern an den Wirkungen, die sie auslösen. Sie wählen Haider nicht, weil er die Beschäftigungspolitik der Nazis gelobt hat, sondern weil er damit die „Bonzen“ gezwiefelt hat.<sup>11</sup> Die Verletzten wollen verletzen. Sie wählen zufließ ihn, weil sie damit die Regierenden am meisten ärgern können! Die Qual, die sie den Oberen so einmal bereiten können,

ist ja auf dem Bildschirm fast zu greifen. Es geht den Kaputtgemachten gar nicht darum, daß Haider ihr Leben besser macht, sondern nur noch darum, daß er das Leben anderer schlechter macht. So verpatzt sind die Leute.“<sup>12</sup> Haider ist ihr Stellvertreter, ihr Medium, über das sie sich abregieren können. Und es ist gar nicht so sehr das Ziel, das anspricht (welches könnte es auch sein?), sondern die Methode des Umgangs.

Jene, die sich von Bürokraten und Funktionären nicht drangsalieren lassen wollen, schreien nicht nach Emanzipation, sondern nach totaler Führung. Sie wollen richtig rangenommen werden. Nur in einem Führer kommen jene zu sich, die sich selbst fremd sind. Endlich wieder aufschauen können. Die Rücksichtslosesten kassieren die Stimmen der am wenigsten Berücksichtigten. Der kleine Mann wählt ganz selbstverständlich die Partei der Großgrundbesitzer (Haider) und Großindustriellen (Prinzhorn). Das Volk folgt in instinktiver Genügsamkeit gleich einer Viehherde, die freilich auch von der Herde zur Horde werden kann, wiegelt man sie entsprechend auf.

Anstatt zu meinen, der Wähler könne gar nicht unrecht haben (wie das die etablierte Politik tut, aber nicht nur sie), gilt es umgekehrt festzuhalten, daß die kulturindustriell vorgefertigte Monadenauflauf außer in spezifischen Ausnahmesituationen unrichtig liegen muß. Sein Alltagsbewußtsein, der vielbeschworene gesunde Menschenverstand ist nicht zu unterstützen, sondern ganz entscheiden zu bekämpfen.

Das Volk ist nicht zu verwirklichen, sondern aufzuheben. Nicht nur in Deutschland und Österreich. Hier aber insbesondere und vorrangig. Eine grundsätzliche Liebe zu den Stimmungen des Volkes ist jedenfalls nichts anderes als die Unterstützung „notwendig falschen Bewußtseins“. Populismus pur. Was geleistet werden muß, sind radikale, aber nachvollziehbare Einwendungen gegen den Alltagspositivismus und seine Tücken. Die sogenannten kleinen Leute dürfen daher nicht aus der Kritik entlassen werden. Ihre Konditionierung ist zwar nicht ihre Schuld, ihre Genügsamkeit und Fügsamkeit jedoch kein ehernes Naturgesetz, dem sie absolut nicht entgegen treten könnten. Sie sind gefordert.

### Fan und Führer

Das quantitative Verhältnis von Stammwählern, Wechselwählern und Nichtwählern hat sich auch in Österreich endgültig umgekehrt. Letztere sind die größte Gruppe, erstere werden zu einer Randerscheinung. Dazwischen rotieren die Wähler, probieren in allgemeiner Verschämtheit mal dies und mal das. Der Unmut der Durchflexibilisierten, ihre Haltlosigkeit schreit direkt und unmittelbar nach einem festen Halt. Auch hier ist bereits der Punkt erreicht, wo das engere FPÖ-Klientel daher weniger anfällig, was meint: umfänglich ist als die Wähler von SPÖ, ÖVP,

Grünen und Liberalen. Jenes glaubt „einfach ehrlich“ an Jörg, ist immun gegen zahlreiche Anfechtungen, die die anderen mit voller Wucht treffen.

Auf die Frage, ob Jörg Haider in diesem oder jenem Fall recht hat, antworten viele seiner Anhänger wortwörtlich: „Er wird schon recht haben.“ Er ist der unhinterfragte und unumstrittene Meinungsführer. Führer, wir vertrauen dir! Führer, wir folgen dir! Führer, führe! Des F-Führers Publikum hat sich in ihm und seiner Bewegung volksgemeinschaftlich aufgelöst. Darin liegt ja auch dessen Gefährlichkeit, da es sich als Fanclub einfach jeder vernünftigen Argumentation entzieht.

Haider ist auch hier Spitze – die Speerspitze des gemeinen Volksempfindens. Die Geführten folgen dem Führer, weil er ihnen folgt. Er ist jenes Markenprodukt, das am marktauglichsten ist. Man sehe sich seine Quoten, seine Einschaltziffern und seine Stimmen bei den Wahlen an. Das bürgerliche Subjekt ist auf einen so wie ihn prädestiniert und trainiert. Das Heillose erwartet im wahrsten Sinne des Wortes Heil. Haider entzückt als Heilsbringer. Das Faszinosum aller Populismen des bürgerlichen Zeitalters ist in diesem Charisma der Erlösung zu suchen. Schwäche impft sich durch Unterwerfung und Hörigkeit.

Hinschnappen, anfallen, festbeißen, das sind die wahren Kunststücke von FPÖ und Anhang. Der freiheitliche Parteigänger ist der absolute Fan. Charakteristisch sind eine eifernde Genügsamkeit und eine hörige Ergriffenheit, die gegenüber der obligaten österreichischen Untertanenmentalität noch einmal negativ abfallen. Wußte und spürte der Untertan zumindest die Differenz von Oben und Unten, so geht der Freiheitliche völlig in der indifferenten Identität einer Volksgemeinschaft auf. Statt bloß zu kuschen, schreit er zu allem Überfluß auch noch „Hurra!“ . Aus der fatalistischen Hinnahme wurde eine fanatische Hingebung.

Die Beziehung der Haider-Wähler zu Haider ist auf genau dieser Ebene angesiedelt. Was meint, egal, was er anstellt und was er sagt, jene winseln und wedeln. Anstatt die über eine Million Haider-Wähler gegen ihren F-Führer zu loben, sind ihr reflexionsloses Ressentiment, ihre dürftige geistige Ausstattung, ihre rücksichtslosen Kurzschlüsse, die eben auf jenen berüchtigten Denkkzettel passen, zu kritisieren.

Der Fanatiker von gestern heißt heute Fan. Der Führerkult hat sich im Starprinzip demokratisiert. Die Promiparade ist der Laufsteg der Kulturindustrie. Haider trägt dem in seinem letzten Buch sogar in der Satzkonstruktion Rechnung, indem der Egomane laufend Ich-Ich-Ich-Ich sagt. „Ich möchte diese Land...“ „Ich werde diesem Spuk...“, „Ich habe keine Angst...“ Man kann sich die direkt beim Stampfen vorstellen, die (noch) nicht losmarschieren

dürfen. Ich und Wir schließen die Reihen dicht. Das Du und das Ihr kann in diesem Szenario nur noch als Konkurrenz wahrgenommen und somit als individuelle oder kollektive Bedrohung empfunden werden. Aber das ist das moderne Programm: Weg von den anonymen Apparaten, hin zum Individuum, lautet die Parole. Kein Zufall ist, daß der „positive Populist“ Klima (wie der „negative Populist“ Haider) inzwischen auch seine Werbetexte im Staccato-Ich auf sagt.

Echte Österreicher, und zwar im Sinn von televisionären Idolen hat Haider sich auch auf seine Kandidatenliste geholt: den ehemaligen Abfahrtsolympiasieger Patrick Ortlieb und die Fernsehantenne Theresia Zierler. Die haben ein hohes nationales Identifikationspotential und lukrieren zusätzliche Stimmen. Das nächste Mal sind andere dran.

Diese ständige Idolisierung ist Ausgeburt drückend empfundenen Mangelhaftigkeit und Minderwertigkeit. Die (und das Wort ist hier in seiner ganzen maskulinen Bedeutung gemeint) Verherrlichung von Stars durch Fans, die flächendeckende Idolatrie, ist eines der gängigsten Muster der Selbstmißachtung, von Kindesbeinen auf werden die Menschen darauf trainiert. Wer kein Idol hat, ist nicht. Sich an Größen aufzurichten zu müssen, heißt am Defizit zu leiden, selbst keine Größe zu sein. Kleine Leute eben, die einen ideellen Komplementär brauchen.

So ist gerade die nicht zufällig so bezeichnete Popmusik auf all ihren Niveaus heute der vorrangige Transporteur, der den Ritus der Initiation setzt und den Takt vorgibt. Der Schlag ist kein Modus unter anderen, er ist der allmächtige Rhythmus der abstrakten Zeit, der einen über die Produktionsstätten und Büroräume in die Verkaufshallen und Vergnügungszentren verfolgt. Wir sind ihm ausgeliefert, ob wir wollen oder nicht. Das Leben ist ein Hit, benennt Ö3 dieses bewußtlose Treiben.

In der Rockmusik selbst fällt uns vorrangig nur Ray Davis ein, der etwa in der „Soap Opera“ der Kinks 1974 einen ganzen Tonträger lang das Starprinzip konsequent hinterfragte. In seiner Geschichte sind Starmaker und Star in Person des Büroangestellten Norman eins geworden. Das macht durchaus Sinn. Das bürgerliche Individuum leidet ja an der chronischen Einbildung, eines nicht zu sein, „a face in the crowd“ (Davis), obwohl doch gerade die Ahnung, als Monade bewegt zu werden, der erste, schmerzhaft wie zaghafte Schritt ihrer ideellen Überwindung sein könnte. Stattdessen vegetiert man in den Seifenopernden des Lebens, dient Fetischen und Surrogaten, um ja nicht sich selbst begreifen zu müssen. Sich anzugreifen hieße Fremde und andere Feinde zu vernachlässigen.

„Die Menschen, keiner ausgenommen, sind überhaupt noch nicht sie selbst“,<sup>13</sup> schreibt Theodor W. Adorno in der „Negativen Dialek-

tik“, einem der Schlüsselwerke dieses Jahrhunderts. „Der Vormacht des Allgemeinen ins Auge zu sehen, schädigt psychologisch den Narzissmus aller einzelnen und den demokratisch organisierter Gesellschaft bis zum Unerträglichen. Selbstheit als nicht-existent, als Illusion zu durchschauen, trieb leicht die objektive Verzweiflung aller in die subjektive und raubte ihnen den Glauben, den die individualistische Gesellschaft ihnen einpflanzt: sie, die Einzelnen, seien das Substantielle.“<sup>14</sup>

### Schmarotzer und Opfer

Verteufelt wird, wer nicht arbeitet. Daher sind „Sozialschmarotzer“ und „Krankfeierer“ auch bevorzugte Haßobjekte. Keine Geschichte, die nicht geglaubt werden kann. Die FPÖ hat ihre Attacken auf solches „Gesindel“ schon in peto: Arbeitslosengeld soll nur mehr für sechs Wochen ausbezahlt werden, die Notstandshilfe ist gänzlich zu streichen. Die Leute werden somit in der Sozialhilfe gedrängt, wo sie jederzeit zur sozialen Zwangsarbeit herangezogen werden können. Außerdem hat der Arbeitssuchende monatlich zehn Bemühungen, also Vorstellungsgespräche vorzuweisen. Sozialstaatsmißbrauch soll laut freiheitlichem Vorschlag gar mit Haftstrafe geahndet werden. Systemopfer, auch sogenannte Einheimische, sind kriminelle Elemente.

Der Rechtspopulismus gestaltet trotz zahlreicher Versprechungen die soziale Frage als soziales Dumping. In diesem Kannibalismus der Minderwertigen stehen die psychologischen Sieger schon im vorhinein fest: die fleißigen und anständigen Inländer. Da fühlen sich selbst die Drangsalieren angesprochen. „Beim Stichwort Sozialstaat kämpfen in der Brust des „kleinen Mannes“ beständig zwei Seelen miteinander. Sein (Lohn)steuerzahlerherz weint über jeden Sozialgroschen, als akuter oder potentieller Empfänger von Wohngeld, Kindergeld, Arbeitslosengeld ist er aber ganz anderer Meinung.“<sup>15</sup> Was er will, das er keinem anderen gönnt: „Das vielfach geschröpfte Wesen will sich absichern, das Opfer soll der „Andere“ sein.“<sup>16</sup> Daß geopfert werden muß, steht freilich außer Frage. Bekämpft werden muß deshalb die Mentalität der Opferung, die Gemeinschaft des Neides, die „Lust“, andere zu beschneiden, deren extremster Form die Mordlust in Pogrom und Massaker ist.

„Nur die dümmsten Kälber wählen ihre Schlächter selber“, nirgendwo paßt dieser Satz heute so gut wie hierzulande. Der Widerwille, den viele SPÖ und ÖVP zurecht entgegenbringen, von dem bleibt die FPÖ weitgehend verschont, obwohl deren Konzepte (wie etwa der propagierte einheitliche Steuersatz durch eine sogenannte Flat tax oder diverse Ausgabenkürzungen) noch um einiges aggressiver sind als die Sparpakete der rosa-schwarzen Regierung. Was Haider gelungen ist, das ist die Zusammenführung der Überfressenen mit den Under-

Dogs. Gemeinsam gehen sie nun auf die Jagd. Letztere werden gar angehalten, den Sozialabbau voranzutreiben. Opfer verlangen nach Opfern, ohne zu begreifen, daß per definitionem nur ihresgleichen und somit auch sie selbst das sein können. Doch im Verblendungszusammenhang geht dies unter, erhält jede Aversion eine falsche Richtung.

„Natürlich sind die Haider-Wähler zum Teil bössartig, widerlich, niederträchtig, fies, gehässig, aber diese Eigenschaften sind ehrliche Produkte ihrer Lebensverhältnisse. Bevor wir uns ereifern wollen darüber, was die Leute anstellen, bitt' ich, sollten wir uns doch ereifern darüber, was mit den Leuten angestellt wird.“<sup>17</sup> Wir haben für beides zu sorgen. Der Objektivismus neigt zur Rechtfertigung, der Subjektivismus zu einer billigen Schuldzuweisung. Nichtsdestotrotz gilt es aber, da hat Markus Wilhelm recht, zwischen Haider und seine Wähler reinzukommen, zumindest wenn das als Sprengsatz zu verstehen ist.

Wichtig ist aber gerade deswegen auch, daß die soziale Frage nicht den rechten Sozialdemagogen und offenen Rassisten überlassen wird. Damit ist alles andere als eine Neuauflage des traditionalistischen Sozialkampfes gemeint. Die soziale Frage muß in eine Sozialkritik der Zumutungen transformiert werden, sie darf nicht länger ein weißes Feld der Wert- und Gesellschaftskritik bleiben. Vor allem sollte man eins nicht tun: aus der offensichtlichen, ja gängigen Möglichkeit, die sozialen Konflikte in rassistische Aktivitäten zu übersetzen, schließen, daß hier soetwas wie eine eherne unaufbrechbare Beziehung besteht. Nicht nur die Opfer haben vor den Rassisten geschützt zu werden, auch die Rassisten sind vom Rassismus zu befreien.

Man muß die Leute darauf stoßen, was sie sind, welche gesellschaftliche Rolle sie erleiden und ausleben. Gleichzeitig gilt es aber auf der Unterscheidung von Charaktermaske und möglichem Charakter zu bestehen, also die Einheit des bürgerlichen Subjekts zu dekonstruieren, sie nicht als Selbstverständlichkeit zu akzeptieren. Integrität des Menschen und Identität des Individuums sind nicht eins. Von der Vermittlung her bedeutet das, daß der notwendige inhaltliche Angriff vom Angegriffenen nicht sofort in einen persönlichen Übergriff übersetzt werden kann, das also dieser furchtbare „Trotz alledem“-Standpunkt unterminiert wird. Praktischer Zweck der Kritik ist die Wirkung. Strategisches Ziel ist das Sich-an-sich-reflektieren der jeweils Angesprochenen.

Das ist jedoch ein schwieriges Unterfangen, läuft es doch stets Gefahr, selbst ins (links)populistische Fahrwasser abzugleiten. Das spricht aber noch nicht gegen das Vorhaben. Loseisen statt anknüpfen ist gefragt, selbst wenn die Versuche bisher in der Anpassung oder im Absichts endeten. Alles andere würde nämlich eine schicksals-

hafte Zusammengehörigkeit zwischen Fan und Führer nicht nur behaupten (was ja vorerst stimmt), sondern auch dessen Unaufhebbarkeit. Wäre das der Fall, dann sähe es allerdings finster aus.

#### Abrundung

Zwei Sachen sollen noch extra angemerkt werden, ohne sie hier groß ausführen zu können: Erstens ist festzuhalten, daß immer, wenn Jörg Haider klassische Mobilisierungen versucht, z.B. Demonstrationen oder Volksbegehren, scheitern (zumindest bis jetzt) diese Versuche kläglich. Auch gilt es hinzuweisen, daß etwa die stimmenmäßig gleichstarke christlichsoziale ÖVP um ein vielfaches mehr an Mitglieder hat als die Haider-Partei. Der sekundäre Populismus ist eine Medienpopulismus: Nicht der kadernmäßige Aufmarsch und die Massenversammlung stehen im Zentrum, sondern es ist das im Wohnzimmer vor der Kiste sitzende Publikum, das aufgrund der Kompatibilität freiheitlicher Programme von Haider zu Stimmen verwurstet wird.

Zweitens ist es die obligate Verortung Haider im äußerst rechten Eck, die es den Herrn und Damen Normaldemokraten so leicht macht, von sich selbst und ihrer Freiheitlichkeit abzulenken. Wenn Haider Identität mit ihnen behauptet, beharren sie auf Differenz. Der FPÖ-Chef weiß, was andere nicht hören wollen: „Die Zukunft gehört den freiheitlichen Bewegungen: Patriotisch, marktwirtschaftlich, gemeinschaftsorientiert und menschlich. New Labour vollzieht gerade diesen Prozeß. In Deutschland darf man gespannt sein, wer die besseren Freiheitlichen sind – Edmund Stoiber und seine CSU oder Gerhard Schröder mit seinen Sozialdemokraten.“<sup>18</sup> Wenn nicht, dann soll nichts Schlimmeres passieren: „Wenn es keiner von beiden schafft, gibt es nach Kohl eine freiheitliche Bewegung in Deutschland.“<sup>19</sup> Und diese Drohung würden wir nicht unter Größenwahn einreihen.

1 Standard, 8. Februar 1997.

2 Georg Seefßen, *Wie werde ich ein Rechtspopulist?*, *Jungle World*, 17. November 1999, S. 19.

3 So ist etwa die in der Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ) innerparteilich beschlossene Diätenbegrenzung auf ca. 60.000 ATS (8600 DM Monatsgehalt) für Mandatäre direkt den frühen Grünalternativen entwendet, ein linkspopulistisches Versatzstück in einer rechten Bewegung. Haider kann so unterstellen: Wir setzen durch, wovon andere nur reden.

4 Hans Kelsen, *Vom Wesen und Wert der Demokratie*, Tübingen, 2. Aufl. 1929, S. 20.

5 Ebenda, S. 30.

6 Hans Kelsen, *Das Problem des Parlamentarismus*, Wien und Leipzig 1925, S. 7.

7 Zur Kritik der direkt-demokratischen Instru-

mentariums siehe auch: Franz Schandl/Gerhard Schattauer, *Die Grünen in Österreich*, S. 402ff.

8 Karl Renner, *Mensch und Gesellschaft. Grundriß einer Soziologie*, Wien 1952, S. 312.

9 Jörg Haider, *Befreite Zukunft jenseits von links und rechts. Menschliche Alternativen für die Brücke ins neue Jahrtausend*, Wien 1997, S. 99.

10 Ebenda, S. 46.

11 Obwohl es selbstverständlich auch solche gibt, die ihn gerade wegen seiner nazistischen Aspekte wählen, wählt ihn die Mehrheit seines postfordistischen Publikums trotz dieser Äußerungen. Auch wenn sie diese nicht unterstützen, stört es sie aber schließlich nicht, daß er sie tätigt. Zum Stellenwert des Faschismus bei den Freiheitlichen siehe meinen Artikel „Das Phänomen Haider“ in *Krisis 23* (erscheint Anfang 2000).

12 Markus Wilhelm, *Wir Haiderwähler und wir Nichthaiderwähler*, *FOEHN 22*, Innsbruck 1996, S. 19.

13 Theodor W. Adorno, *Negative Dialektik* (1966), *Gesammelte Schriften 6*, Frankfurt am Main 1997, S. 274.

14 Ebenda, S. 306.

15 Ernst Lohoff, *Demokratisches Erwachen. Vom rechten Ende der Politik*; in: *Rosemaries Babies. Die Demokratie und ihre Rechtsradikalen*, Unkel/Rhein und Bad Honnef 1993, S. 116.

16 Ebenda.

17 Ebenda, S. 4.

18 Jörg Haider, *Befreite Zukunft jenseits von links und rechts*, S. 96.

19 Ebenda, S. 97. Franz Schandl: *Modus und/oder Modalität*.

Wenn Sie am weiteren Bezug der **Streifzüge** interessiert sind, machen Sie bitte von beiliegendem **Zahlschein** Gebrauch (Zahlungen von 100,- öS/Jahr betrachten wir als ausreichende Abo-Zahlung).

# Zur Typologie der Bürgerinitiative

Auszug aus Franz Schandl/Gerhard Schattauer, *Die Grünen in Österreich.*

*Entwicklung und Konsolidierung einer politischen Kraft, Promedia-Verlag, Wien 1996, S. 81ff.*

**B**ürgerinitiativen sind die größtmögliche Regression des gesellschaftlichen Widerstands. Sie sind Regungen, nicht Bewegungen, sie stehen um eine ganze Stufe tiefer im Grad des erkennenden Bewußtseins und des qualitativen Ziels. Sie sind Regungen im Sinne von Erregungen oder Aufregungen, die sich als konjunkturelles Phänomen kurzzeitig in einem Personenkonglomerat verdichten. Dessen Grundhaltung ist die Empörung, was meint, daß einfach nicht sein darf, was werden will. Bürgerinitiativen können Vorstufe von Bewegung sein, einen Automatismus von der Bürgerinitiative zur Bewegung gibt es allerdings nicht. Im Gegenteil, die Erfahrungen der letzten Jahre zeigen vielmehr, daß gerade die Bürgerinitiativen den Widerstand schon auf der niedrigsten Ebene abfangen, somit eine Verallgemeinerung der Kritik gar nicht erst zulassen. „Die Bürgerinitiative koppelt die Protestaktionen verengend an eine Forderung, die legal realisierbar ist und mit der die Ursache der Malaise, die bereits existiert oder erwartet wird, scheinbar zu überwinden ist. Die soziale Bewegung indes protestiert gegen das Erleiden-Müssen der Malaise, fordert ebenfalls die Annullierung der Ursachen der Malaise, die ihr freilich nicht durch eine legale Entscheidung aufhebbar erscheinen.“<sup>1</sup>

(...)

Bürgerinitiativen realisieren sich auch über die Medien oder sogar über die etablierte Politik, sie werden aber wesensmäßig nicht dort geschaffen. Auszugehen ist davon, daß Bürgerinitiativen als gesellschaftliche Kommunikationsform sich außerhalb, formal unabhängig und in Distanz zu gesellschaftlichen Institutionen entwickelt haben. Die traditionelle Politik sah in ihnen hauptsächlich einen Gegner, der die Realisierung gesellschaftlicher Prozesse blockieren wollte und oft auch konnte. Die Medien aber erkannten in ihnen die Möglichkeit das feste Parteiensystem in Österreich zu durchmischen und zu entankern. Sie mußten diese Chance nach Jahrzehnten der eingebildeten, versuchten und tatsächlichen Bevormundung seitens der Parteisekretariate ganz einfach wahrnehmen. Bürgerinitiativen sind aber keine Erfindung der Journalisten oder der Politik, auch wenn sie in concreto von ihnen erfunden werden.

Getragen werden die Bürgerinitiativen meist von öffentlich respektierten Personen wie Ärzten, Rechtsanwälten, Lehrern, Kleinunternehmern etc. Die lokalen Promis schaffen sich in ihnen ein öffentliches Betätigungsfeld, das sie nicht an die Kandarre einer Partei legt. Es kommt durch ihr

Auftreten zu einer formalen Spaltung der Eliten, zu einer örtlichen Elitenkonkurrenz außerhalb der Institutionen. Der freie und mündige Bürger, jenes Ideologem aus frühbürgerlichen Zeiten, steht dabei hoch im Kurs. Es ist wohl kein Zufall, daß der Begriff des Bürgers jenen des Menschen ersetzt hat. Geführt also von den originären Autoritäten, die meist die herrschende Ideologie nur ökologisch garniert wieder aufbereiten, gleichen sie so am ehesten örtlichen außerparteilichen Honoratioreninitiativen mit vordemokratischen Strukturen. Die Bürgerinitiativen funktionieren nach dem Gesetz der Ansammlung und der Zerstreuung, der Vorgabe wie der Hingabe. Zu Kontinuität und Programm sind sie hingegen nicht fähig. Das wird auch bewußt nicht gewollt, würde es doch den Zusammenhang der meist autoritätsfixierten Eigenbrötler bald sprengen.

Die Relevanz der Bürgerinitiativen rührt aber gerade auch aus dem Honoratiorenprinzip. Die etablierte Politik sieht sich in den Bürgerinitiativen ihren eigenen gesellschaftlichen Agenten gegenüber. Ideologisch trennt sie oft nichts, außer das letztere die gesellschaftlichen Strukturprinzipien und die darauf aufbauenden Wertvorstellungen mit mehr moralischem Eifer vertreten, während erstgenannte, oft abgeklärt in jahrelangen Kompromissen, ein realistisches wie relativistisches, oft zynisches Verhältnis zu jenen entwickelt haben. Die Bürgerinitiativen wollen die gesellschaftlichen Folgen der von ihnen befürworteten Gesellschaft nicht tragen. Und was noch viel entscheidender ist: Dieser Widerspruch ist ihnen in keiner Weise bewußt. So treffen sich in den Eliten der Politik und in den Eliten der Bürgerinitiativen eigentlich Gleichgesinnte, die sich in der Auseinandersetzung dann gegenseitig Gesinnungslosigkeit vorwerfen. Das Problem der Bürgerinitiativen wird so oft zu einem innerhalb der gesellschaftlichen Eliten.

Darin liegt auch ein wichtiger Grund, daß hinsichtlich der Bürgerinitiativen eine weitgehende Abwesenheit repressiver Momente festgestellt werden kann. Man wird mit ihnen anders fertig. Von etablierter Seite wurden hier idealtypisch zwei Strategien entwickelt, die wir der Pointierung wegen die marktwirtschaftliche und die staatsinterventionistische bezeichnen mögen. Die marktwirtschaftliche Variante geht davon aus, daß es am besten ist, den Widerstand aufzukaufen, indem die Behörden ganz einfach monetäre und infrastrukturelle Versprechungen aller Art abgeben. In nicht wenigen Fällen ist das auch inzwischen schon aufgegangen, konnte das Widerstandspotential, auf eine Ware hinabgewürdigt,

neutralisiert, weil abgekauft werden. Das Problem dieser Strategie liegt sicher im begrenzten finanziellen Handlungsspielraum der Politik, weshalb diese Variante nicht verallgemeinert werden kann, obwohl ihr Einsatz von der betroffenen Bevölkerung nur so aufgefaßt werden kann. Diese Vorgangsweise könnte somit bald nach hinten losgehen, weil sie die Betroffenen direkt zum monetären Begehren herausfordert, ja dies vielleicht sogar an Plätzen tut, wo kein diesbezüglicher Widerstand zu erwarten gewesen wäre, er nun direkt Folge wird von monetären Abgeltungen andernorts. Kurzfristige Erfolge dieser kurz-sichtigen und bequemen Strategie könnten den überschaulichen Erfindern in Politik und Bürokratie im wahrsten Sinne des Wortes teuer zu stehen kommen.

Die etatistische Variante zeichnet sich dadurch aus, daß sie die Bürgerinitiativen verstaatlichen, den Widerstand institutionalisieren will. Da Bürgerinitiativen bei den meisten ökologisch bedenklichen Projekten sowieso nicht zu verhindern sind, mischt man sich am besten gleich offensiv in ihre Entstehungsphase ein, beteiligt sich mittels einiger Honoratioren an ihrer Konstituierung. „Der Sieg der Bürgerinitiative hat tatsächlich stattgefunden“, schreibt Gerhard Schattauer. „Kein Vorhaben mehr ist heute denkbar ohne eine dazu gelieferte Bürgerinitiative. Existiert sie noch nicht, wird sie von den Planungsberatern oft gleich selbst mitbegründet. Diese Eindämmungsstrategie funktioniert deshalb, weil die affirmative, also auch eindämmende Haltung zum Wesen der Bürgerinitiative selbst gehört.“<sup>2</sup> Ähnliches gilt auch für die Wissensweitergabe. Sperrte man bisher die Bürger aus dem Informationsfluß weitgehend aus, präsentierte man nur Ergebnisse, so hat sich das in der Zwischenzeit völlig umgekehrt. Nicht das Informationsdefizit ist heute das zentrale Problem, sondern der Informationsüberfluß. Bürgerbeteiligung wird zur Bürgerbeschäftigung. Wurden früher Kenntnisse vorenthalten, werden heute die Initiativen geradezu mit Papier überhäuft, eine Flut von Gutachten, Stellungnahmen, Expertisen, Gesetzestexten rollt auf sie zu und über sie hinweg. Die Forderung, Einsicht in die Unterlagen zu nehmen, wird allzuoft mit der Herausgabe tausender Seiten Papier konterkariert, was den freien Bürger letztendlich um seine freie Zeit bringt. Diese ist aber nicht nur durch diese weiße Papierlawine bedroht, sondern findet noch zusätzlich oft ihren Sitzungsstod. Dieser meint, daß der nach Partizipation schreiende Bürger umgekehrt dahingehend regelrecht in die Pflicht genommen wird, ein Treffen das andere jagt. „Ich will!“ ruft der mündige Bürger und erwartet sich von seinem Staat ein freizügiges „Du darfst!“, erhält aber prompt ein aufforderndes „Du sollst!“. Eingebildete Mündigkeit entpuppt sich als tatsächliche Hörigkeit. Und jetzt kann er sich nicht einmal mehr beschweren ob dieser Behandlung. Er, der ernstgenommen werden wollte, wird jetzt zur per-

manenten Ernsthaftigkeit (selbstverständlich nach öffentlichen Kriterien) verpflichtet, noch dazu, ohne daß er bezahlt wird für seine Tätigkeit, vielmehr zahlen muß und individuelle Lebensqualität durch dieses Engagement verliert. Seltsame Wandlungen erfährt die Aktivität des Bürgers. Die Geister, die er rief, wird er nicht mehr los. Die Politik, hat er sie einmal ergriffen, sie somit ihn ergriffen, läßt ihn nicht mehr los, verweist ihn in seine Statistenrolle. So wird aus dem engagierten Bürger schließlich einer, der sich nicht engagiert, sondern engagiert wird. Seine Mündigkeit ist bloß ein groteskes Selbstmißverständnis, dem er huldigen muß, um sich huldigen zu können.

Schlußendlich entsteht durch die staatsinterventionistische Strategie Gratiszuarbeit für die öffentlichen Körperschaften und Beschäftigungstherapie für den Privaten. Diese Variante, die der etablierten Politik billiger kommt, hat aber ebenfalls ihre Tücken. Sie ist verwaltungstechnisch aufwendig, liefert Politiker und Bürokraten zusehends dem aufgebrauchten Volk aus, läuft früher oder später Gefahr, daß sich einerseits die so behandelten Bürgerinitiativler kräftig verarscht fühlen, was sie ja auch werden, andererseits die Effizienz von Politik und Bürokratie selbst auslöscht, die notwendigen Entscheidungen in der Entscheidungspartizipation absaufen. Sie überstrebt die handelnden Akteure, der Aufwand steht meistens in einem krassen Mißverhältnis zum Ergebnis.

Die Befriedigungsstrategien kennen so objektive Grenzen, sind nicht beliebig ausweitbar und verlangen von ihren Setzern, den Politikern, ihren Auftraggebern aus dem Kapital wie ihren Handlangern in der Bürokratie, immense finanzielle und verwaltungstechnische, zeitökonomische und emotionelle Leistungen. Sie werden sich erschöpfen, früher oder später nicht mehr greifen, auch wenn sie heute in vielen Fällen noch erfolgreich sind. Beide Seiten des Konfliktes werden auf dieser Ebene nicht mehr weiter tun können. Auf einer anderen Ebene verdeutlichen Bürgerinitiativen und die Strategien wider sie nicht nur die Krise von Markt und Geld als ökonomische Formprinzipien, sondern auch schon, daß die Demokratie als Formprinzip der politischen Kommunikation an ihre Schranken stößt. Demokratie und Emanzipation sind keine Synonyme mehr, sie sind zu Antipoden geworden. Zu Demokratie ist kein Komparativ mehr möglich, ihre Hochzeiten sind endgültig vorbei.

1 Otthein Rammstedt, *Soziale Bewegung, Frankfurt am Main 1978, S. 156.*

2 Gerhard Schattauer, *Die Grüne Einigung. Die Grünalternativen zwischen Organisation und Kandidatur. Zur Auseinandersetzung um den politischen Charakter der österreichischen Grünalternativen von der Hainburgbewegung bis zu den Nationalratswahlen 1986, Dissertation, Wien 1993, S. 51.*

## Vom Iltis im Hühnerstall

PETER PILZ UND SEINE MEDIALEN STOSSTRUPPEN

von Franz Schandl

Besonders hervorgetan hat sich abermals die Journalistische Jungschar des Kinderkuriers. Kaum „erfrechten“ sich drei grüne Funktionärinnen dem Peter Pilz im profil eine (schaumgebremst, wirklich schaumgebremst) überzuziehen, schon schrie der Journalistische Nachwuchs im Falter auf. „Jenseits“ lautet das erste Urteil über solcherlei Anmaßung.

Eine Woche später findet sich im Kinderkurier ein Artikel, wo uns die Autoren mit Gerüchten vollabern, wer dem grünen Star eins ausgewischt haben könnte. Die flapsige Recherche macht sich wie selbstverständlich auf die Suche nach den Schuldigen. Denn daß die Stürzer schuld sind und nicht der Gestürzte, das ist der Jungschar keinen einzigen Zweifel wert. Der euphorische Fanclub, der Medienprofis liebt und Funktionäre verachtet, weiß nicht was er schreibt, aber er tut es mit Überzeugung.

Peter Pilz darf dort in einem eigenen Setzkästchen wiederum die Märchen von der „Öko-KP“ erzählen, vom „demokratischen Zentralismus“, von „Abgeordneten an der Leine“, von der „innerparteilichen Bürokratie“ etc. Kein anti-kommunistischer Totschläger wird da ausgelassen. Und die Jungschar assistiert in journalistischer Manier: „Offenbar fehlte den Grüngemeinderäten der Mut, und so übernahmen die Parteibürokraten die Drecksarbeit.“

Der „Schlagwortwahn“ (Karl Kraus), der hier zu einem hirnlosen Gatsch verrührt wird, bedarf nicht einmal mehr einer Begründung. So reproduzieren sich die dümmsten Vorurteile: hingesagt von blassen Demagogen, hingeschrieben von billigen Schreibern, hingegenommen von faulen Lesern. Hinig eben.

Zu guter letzt ist auch er aus dem Falter nicht wegzudenken, Pilzens Kumpel aus alten und neuen Tagen, jener Mann der so schreibt, wie er schlitzt: Werner Vogt. Wo er auftritt, ist der Schmutzkübel niemals fern. Und da es um den Freund geht, ist der Griff in den Kübel besonders tief, da werden aufgeführt: die frustrierte Huemer, der „politische Sozialfall Petrović“, der „Kulisenschieber Prader“, ja eine gackernde Weiberschar, die stets unter der Gockelbezeichnung „Hühner“ auftreten darf.

Ist der große grüne Sperminator auf Schiurlaub, dann bricht „im Hühnerstall erneut Putschstimmung aus.“ Die „Emanzenoper“ darf aber nicht geduldet werden, die „blinden Hühner“ müssen weg. Bereitwillig macht der Vogt daher den Iltis im Stall. Da wird durchgebissen und durchgestartet. Im völlig haltlosen Liquidations-

vokabular heißt es dann ganz apodiktisch: „Keine Frage. Der Durchstart ist ohne Köpferollen undenkbar. Chorherr und das Wiener Putschbüro sind untragbar.“ Denn auch das ist klar: Bei Pilz da sind die „versammelten politischen Köpfe“, bei Chorherr und Prader das „Putschbüro“. Vogt spricht jedenfalls aus, was Pilz will.

Und da sie echte Haberer sind, ist die Rede vom „ganzen Pilz“ und vom „halben Chorherr“. Der im Vorjahr noch von Pilz und Freunden maßgeblich mitinstallierte (damalige) Pilz-Freund Chorherr wird einfach zum „Bundesstammler“ degradiert. Den Stammler will Vogt wieder durch den Rammler ersetzt sehen, damit er doch endlich zum wahren Genuß der Direktübertragung Pilz gegen Haider seinen Fernseher aufdrehen darf. Die Armseligkeit solcher Geliüste ist offensichtlich. Rambo oder Rocky sollten für seinesgleichen eigentlich reichen.

Werner Vogt ist kein Gesellschaftskritiker, sondern ein abgeschmackter Geiferer. Die letzte Lemure der Achtundsechziger. Wenn er schreibt, zuckt er aus. Da er oft schreibt, zuckt er oft aus. Die falsche Kritik endet in der Affirmation. Je offener der Mund, desto leerer der Kopf. Nicht, daß Vogt arrogant ist, regt auf, sondern daß diese Arroganz keine inhaltliche Berechtigung hat. Er ist ein (links?)populistischer Schwätzer, ein schimpfender Hausmeister der übelsten Sorte. Seine Arroganz wird bloß noch übertroffen von seiner Ignoranz. Vogt, das ist ein Zyniker, der sich alle zwei Wochen im Falter auskotzt.

Jene, die in Pilz oder Voggenhuber „Vordenker“ (profil) erkennen wollen, geben sich nur ihrerseits als Nichtdenker zu erkennen. Warum ausgerechnet Pilz etwas zu bieten hat, vor allem auch: was, das beantworten im Kinderkurier weder Jungscharführer noch Jungscharchor. Bei solch Medienprofis auf allen Seiten wird das einfach vorausgesetzt. Aber wer weiß: Möglicherweise hat man sogar gemeinsam die gleichen Bücher nicht verstanden.

Zugegeben werden muß, daß Pilz einer der wenigen Grünen ist, die faszinieren können. Doch dieses Faszinieren ist ein Blenden, und es kommt auch nur durch, wenn die Kenntnis des Promis eine vage ist, noch nicht zur Erkenntnis aufgestiegen ist. Im oberflächlichen Kontakt erscheint Pilz als witziger Durchzieher, als einer, der was drauf hat, der weiß, was er will, und vor allem als einer, der das auch kann. In Wirklichkeit ist er ein Aufschneider. Und da es sonst niemand sagt, obwohl viele es wissen, sagen wir es. Und das gilt.

## Freiheitliche Sirenen 3

„3. LIEFERUNG“ EINER LÄNGEREN ‚DIALOGISCHEN‘ AUSEINANDERSETZUNG ZWISCHEN GERHARD SCHEIT UND FRANZ SCHANDL ÜBER DEN FALL HAIDER UND DEN RECHTSEXTREMISMUS

**Gerhard Scheit:**

### Referenzpunkt und/oder Versatzstück

Kehren wir also zum konkreten Fall Haider zurück. Du schreibst, bei mir schein eine „eigenartige Verklärung vorzuliegen“, wenn ich „Rassismus, Antisemitismus und Vernichtung zu apriorischen Bedingungen“ mache, statt sie als „Verlaufsformen von Kapital und Staat“ zu sehen. Abgesehen davon, daß ich nicht weiß, was daran erklärend sein soll, denke ich, daß damit eine wesentliche Frage berührt ist. Tatsächlich läßt sich das, was heute in Deutschland und Österreich geschieht, nur begreifen, wenn der Nationalsozialismus und sein Vernichtungskrieg als Voraussetzung dieser Gesellschaft genommen wird: in diesem präzisen nationalsozialistischen Sinn handelt es sich um eine postfaschistische Gesellschaft, in der wir leben. Und Haider ist derjenige, der diese Voraussetzungen wieder zutage fördert.

Der Begriff der Verlaufsform ist demgegenüber fast so unspezifisch wie der der Zeit: es gäbe demnach verschiedene Verlaufsformen, gestern jene, heute diese. Da verläuft sich dann doch, was einmal geschah und heute ist. Der Punkt ist aber, daß alles was heute geschieht, das, was gestern geschah, zur Bedingung hat. Um dies festzuhalten, habe ich den Begriff des Referenzpunktes gewählt: Haider kann nur deshalb so elegant mit verschiedenen ideologischen „Versatzstücken“ (Franz Schandl) operieren – so elegant, daß man schon von postmoderner Beliebigkeit sprechen möchte –, weil seine Zentralperspektive, in deren Fluchtlinien er die Versatzstücke herein- und hinauschiebt (eben hat er sich für frühere Stellungnahmen zum Dritten Reich entschuldigt!), dem Kontinuum der Gesellschaft absolut entspricht. Es geht nicht um irgendwelche „Kontinuitäten“, von denen so gerne die Rede ist, sondern um dieses Kontinuum: Der Reichtum unserer Gesellschaft verdankt sich im einzelnen wie im allgemeinen dem großen Vernichtungskrieg, das Wirtschaftswunder war eine Folge des Dritten Reichs, die Erfolgsgeschichte des Nachkriegslandes ein Resultat nationalsozialistischer Krisenbewältigung. Im selben Maß, in dem Wunder und Erfolg zu schwinden drohen, geben sie offenkundig ihren Ursprung preis.

Worin unterscheidet sich aber dann Haider noch von den anderen? Haider ist der erste, der sich wieder direkt und bewußt auf jenen Referenzpunkt bezogen hat, auf den die anderen offiziell immer nur indirekt und unbewußt bezogen

waren, der erste, der im Namen dieses Referenzpunktes die Generationen versöhnt, den ‚positiven‘ Zusammenhang zwischen der Beschäftigungspolitik im Dritten Reich und der Erfolgsgeschichte von Nachkriegsösterreich hergestellt hat. Und die anderen Parteien, denen zunächst ob solcher Unverfrorenheit der Mund offenstand, versuchen ihm nun mehr und mehr nachzueifern. Schlögl und Bartenstein laufen, wie wir wissen, nicht nur in New York mit Haider um die Wette.

Die Verhaiderung des Landes als Zerfall der Demokratie zu begreifen, erscheint mir darum in gewisser Weise als leere Abstraktion. Mit ebensolchem Recht könnte gesagt werden, daß mit Haider die Demokratie in Österreich zu sich selbst kommt. Wie das Kapitalverhältnis heute seine Herkunft aus der ursprünglichen Akkumulation immer weniger verbergen kann, so die Nachkriegsdemokratie in Deutschland und Österreich die ihre im Nationalsozialismus. Daß in diesen Ländern jetzt aber beides zugleich abläuft – Tendenzen zur Bandenbildung und Bezugnahme auf die Volksgemeinschaft, äußere Auflösung traditionell-keynesianischer Arbeitsverhältnisse und innere Orientierung an der Beschäftigungspolitik des Dritten Reichs –, schafft offenkundig Verwirrung.

Müßte ich das Verhältnis zwischen Haider und der nationalsozialistischen Vergangenheit, wie es sich in deinen Texten darstellt, in Form eines Modells ausdrücken, so würde ich die Stufenleiter wählen: also ein noch immer dem guten alten Fortschrittsbegriff entlehntes Bild, das aber etwas Düsteres bekommen hat, da nun der Nationalsozialismus selbst zu einer Stufe, einem Modernisierungsschub, geworden ist; ihm folgte nämlich mit dem Fordismus westlicher Prägung und vor allem ganz zuletzt in der strahlenden spätjosephinischen Periode des Kreisky'schen Keynesianismus etwas irgendwie doch noch Fortschrittliches, Zivilisatorisches. Mit dem Ende dieser Periode – unsere Generation steht gewissermaßen an der Wasserscheide der Geschichte – setzt nun aber Entzivilisierung ein, Verwilderung der Demokratie, Auflösung in Bandenkriege. Und Haider wäre nun Ausdruck und zugleich Betreiber dieses letzten Stadiums. Da ihn in diesem Modell vom Nationalsozialismus eine ganze Stufe des doch noch irgendwie Zivilisatorischen, Fortschrittlichen trennt, kann es hier kaum eine Kontinuität zwischen Nationalsozialismus und Haider geben, Haider mar-

kiert eine grundsätzlich neue Stufe. Selbst wenn er sich auf den Nationalsozialismus beruft, ist dies streng genommen nur Schein: er verwendet „Versatzstücke“, die auf der Stufe des NS noch sozusagen organische Bestandteile waren. Nach dem Modell dieser Stufenleiter gibt es eigentlich kein zurück – während die traditionellen Antifaschisten, die ein ähnliches Modell haben („von der Nacht zum Licht“) umgekehrt gerade davon ausgehen, daß Haider diesen Schritt zurück in den Nationalsozialismus machen möchte und machen wird, sobald man ihm Gelegenheit dazu gibt.

Im Unterschied dazu gehe ich eher von einer Art Bannkreis aus: der Nationalsozialismus hat den Punkt gesetzt, von dem aus alles wie in einem Bannkreis sich bewegt. Was auch immer getan wird, hat seinen Bezugspunkt in Auschwitz und im Vernichtungskrieg: der jüngste Krieg im Kosovo hat gezeigt, daß man keinen Krieg mehr führen kann, ohne darauf Bezug zu nehmen; daß Deutschland Macht nur akkumulieren und Europa sich zur selbständigen Kriegsmacht nur vereinen kann, wenn man sich stets auf den Mittelpunkt des Bannkreises bezieht. Haider hat diese Funktionalität früh schon entdeckt und sie vor allen anderen – wenn auch nur im kleinen – strategisch genutzt. Die Linke zeichnet sich im besten Fall dadurch aus, daß sie sich negativ auf diesen Bann bezieht, ihm freilich darum nicht einfach entkommt, denn den Bann aufheben könnte nur, wer die Voraussetzungen des Nationalsozialismus beseitigt: Kapital und Staat. Für das aufgeklärte Bewußtsein mag es natürlich sehr seltsam sein, mit solchen ‚religionsgesättigten‘ Begriffen zu operieren (obwohl ich mich hier immerhin aufs Kapital von Marx berufen könnte). Das Problem des aufgeklärten Bewußtseins ist aber stets, daß es sich aufgeklärter erscheint, als es wirklich ist. Je weniger ich mir jedenfalls Geschichte unter der Perspektive des Fortschritts denken kann, desto mehr Evidenz gewinnen Begriffe, die auf das Unbewußte, also auf reale Magie zielen: schließlich wurde die Geschichte durch die Universalisierung des Kapitals zum magischen Ort. Wäre die Periode vor dem Nationalsozialismus nicht auch besser zu begreifen, wenn sie im – gewiß anders gelagerten – Bannkreis der Französischen Revolution gedacht würde?

Damit hängt vermutlich auch zusammen, daß du – zur Beschreibung des Haider-Phänomens – mit den Begriffen rechts und links noch

mehr anfangen kannst als mit den Begriffen Faschismus/Nationalsozialismus, während es sich bei mir genau umgekehrt verhält. Das wäre dann vielleicht schon der nächste Themenschwerpunkt?

**Franz Schandl:**

**Modus und/oder Modalität**

Verklärend an deiner Sicht ist, daß (zumindest in dieser Debatte) Tendenz und Bedingung, Möglichkeit und Realisierung des Kapitals in eins zu fallen drohen; aus bestimmten Modalitäten gleich auf den Modus geschlossen wird, nicht aus dem Modus auf bestimmbar Modalitäten. Unter „apriorischen Bedingungen“ kann ich nur verstehen, was sich permanent im Betriebssystem äußert: das Wertgesetz in Form von Verwertung und Entwertung, der Mechanismus der Konkurrenz zur Senkung des Kostpreises, die Abnahme in der organischen Zusammensetzung des Kapitals. Wie sich das Allgemeine konkret auslegt, da komme ich dann um gesonderte Untersuchungen nicht herum. Das Besondere ist ohne das Allgemeine nicht zu denken, aber das Besondere ist nicht das Allgemeine.

Die Frage ist auch, was denn postfaschistisch heißt. Daß der Faschismus überwunden wurde, oder aber, daß die Gesellschaft, in der wir leben das Resultat des Faschismus darstellt. Der Faschismus wurde nicht überwunden, sondern niedergeschlagen, da dürften wir uns einig sein. Erledigt hat ihn vielmehr das Zerfallen der fordistischen Phase des Kapitals. Jener ist nicht restaurierbar, da er auf diesem Boden nicht mehr gedeihen kann, was jedoch überhaupt nicht heißt, daß regressive, ja bestialische Formen ausgeschlossen werden können. Mit dem Ende des Fordismus wurde ein gesamtes System gesprengt, außer Versatzstücken der alten politischen Lager scheint mir nichts übriggeblieben zu sein, was aber nicht bedeutet, daß sie in neuer Form und Konstellation nicht wirksam werden können. Gemeinsam schätzen wir doch auch den Rassismus als keinen (ewig)gestrigen ein, sondern einen heutigen, der aus der Mitte aus der Gesellschaft, aus der Konkurrenz rührt, der Berührungspunkte in der Vergangenheit hat, aber nie und nimmer seine Grundlage.

Du sprichst vom Kontinuum der Gesellschaft, daß sich „im einzelnen wie im allgemeinen“ der Reichtum unsere Gesellschaft dem großen Vernichtungskrieg verdankt. Das erscheint mir ziemlich überzogen. Der Faschismus war zweifelsfrei die Voraussetzung, aber das Resultat, in dem wir heute leben, das ist ebensowenig ohne die spezifische Nachkriegsgeschichte erklärbar. Ich denke etwa an die verschiedensten Recovery-Programme der US-Regierung, und damit ist nicht nur der Marshall-Plan gemeint. Der stets mitzuden-

kende Nationalsozialismus darf nicht alles andere zu untergeordneten Momenten degradieren, oder es müßte zumindest ausgeführt werden, was dazu berechtigt.

Das gesamtideelle Fernsehprogramm ist schon „echt“ hiesig. Musikantenstadel und Hollywood-Schinken, englischsingige Ö3-Musik und todelnde Regionalsender, das ist kein Widerspruch, das ist typische Normalität. Und sie funktionieren auch auf der gleichen Wellenlänge einer falsch gewordenen Tonalität. Jörg Haider gedeiht unter diesen Bedingungen prächtig. Nicht zufällig machten ihn Disko und Bierzelt groß. Er ist aber nicht das eine ohne das andere zu sein. Der F-Führer ist die „tollste“ Frucht der Demokratie in Zeiten ihrer postmodernen Auflösung. Reife und Überreife, Zuspitzung und Zerfall sind so keine ausschließenden Gegensätze, sondern betonen unterschiedliche Momente ein und desselben Prozesses.

Würde ich von Kontinuum sprechen, dann beträfe das die kapitalistische Warengesellschaft in ihrer ganzen räumlichen und zeitlichen Dimensionierung. Daß bei dir die konkrete Ausformung des Kontinuums zumindest hierzulande aufgeht in ihren faschistischen Bezüglichkeiten, das halte ich allerdings für eine Überbelichtung, durch die alles andere, was mir durchaus relevant ist, unterbelichtet wird.

Versatzstück und Referenz benennen ähnliches, aber mit einer doch klar unterschiedlichen Akzentuierung. Ist Haider ohne diese Referenz denkbar? – Ich denke, nein. Ist Haider durch diese Referenz kategorisierbar? – Ich denke ebenfalls nein. Im Einzelnen müßte dann überprüft werden, ob es sich um differente Qualitäten oder bloß Nuancierungen handelt. So ganz werde ich aber den Eindruck nicht los, daß man Versatzstück immer als ein „Es ist nicht so tragisch, es ist nicht so ernst“ liest. Das ist nicht der Fall. Verselbständigte und wildgewordene Versatzstücke können in neuen Zusammenhängen durchaus Destruktivitäten entfalten, die jene zurückliegenden übersteigen. Aber das ist noch offen.

Insgesamt führt unsere Diskussion immer wieder hin zur Frage des Stellenwerts der deutschen (resp. österreichischen) Besonderheiten: Läßt das auch heute auf eine besondere Qualität dieser marktwirtschaftlichen Demokratien schließen oder nicht? Trotz notwendiger Differenzierung glaube ich, daß die Gemeinsamkeiten des Nordens, der Ökonomien des kapitalistischen Zentrums, das Entscheidende sind. Die zukünftigen Kriege verlaufen mehr nach dem Modell Huntington als nach dem Modell Hitler. Vieles, was ich von Haider höre und lese – vor allem auch sein letztes Buch –, paßt genau in dieses Bild. Man blättere Haider und man blättere Huntington: „Kulturen sind die ultimativen menschlichen

Stämme, und der Kampf der Kulturen ist ein Stammeskrieg in Weltmaßstab.“ (The Clash of the Civilisations, S. 331) Die zentrale Referenz, auf die Haider verweist – und das steht in den Programmen, Schriften und Reden – ist das christliche Abendland, das ja auch wirklich zur Disposition steht. Aber aus anderen Gründen.

Eine Differenz liegt wohl darin, daß wir trotz weitgehender Übereinstimmungen den Bombeneinsatz im Kosovo doch anders gewichten. Auch wenn der Krieg in Deutschland und Österreich aufgrund der vorherrschenden Ressentiments leichter legitimierbar gewesen ist, ja sogar, wenn er primär hier vorbereitet gewesen sein sollte, gehe ich davon aus, daß es sich dabei um keinen spezifisch deutschen Krieg, sondern um ein nördliches Polizeimanöver gehandelt hat, wie wir ähnliche in Zukunft noch einige erleben werden. Aus der Herstellung der Feindschaft gegen „die Serben“, also aus der Motivationsbasis, läßt sich nicht der Charakter dieses Krieges erschließen. Keine Projektion, die eine Analyse ersetzt.

In der Passage über den Zusammenhang von Fortschritt, Haider und Hitler, fühle ich mich durchaus richtig wiedergegeben. Es muß nur dazugesagt werden, und das erinnert mich an unsere un abgeschlossene Fortschritts-Debatte (vgl. Weg und Ziel Nr. 4/96, 5/96, 1/97): Fortschritt ist nicht gleich Höherentwicklung, im Sinne von besser, zivilisierter, menschlicher, lebbarer. Was ich weggenommen habe, ist die positive Konnotation. Fortschritt wird sodann von einer affirmativen Größe zu einer kritischen Kategorie. Wenn ich den Fortschrittsbegriff entleere, ist das die einzige Möglichkeit, ihn nicht zu verwerfen. Ablehnung der Verneinung meint nicht Bejahung. Fortschritt beherbergt positive und negative Dialektiken in einem. Der Zustand, in dem wir uns befinden, ist, daß ich mal davon ausgehe, daß das Destruktionspotential im globalen Maßstab (und nicht nur in ihm) über die positiven Momente immer mehr obsiegt, ohne daß diese schon gänzlich verschwunden wären.

Auch mit dem Bannkreis habe ich vorerst wenig Probleme. Die Frage ist aber wiederum nur: Ist dieser Bannkreis hier, in Deutschland und Österreich grundsätzlich anders zu bestimmen, oder hat er durch den Nationalsozialismus nur besonders zu berücksichtigende Aspekte? Auch hier habe ich letztlich Schwierigkeiten damit, daß du den Nationalsozialismus als den Mittelpunkt des Kreises implizierst. Das wirkt wie eine negative Fixierung der deutschen Spezifika, die antideutsch gewendet, den Bannkreis wie ein Bannstrahl leuchten lassen. Denn die Abschaffung von Kapital und Staat, die du zurecht anführst, die trifft ja nicht nur die postfaschistischen Gesellschaften, die trifft ausnahmslos alle.

# Jörg Haider ist ein österreichisches Phänomen!

EINE ANTWORT AUF FRANZ SCHANDLS: „WIR WÄHLEN, WEN WIR WOLLEN“

von Thomas Schmidinger

In weiten Zügen ist Franz Schandls Analyse des Wahlergebnisses durchaus zuzustimmen, nicht jedoch was das Ende seines Essays betrifft. Natürlich, das „Ausland“ ist nicht per se „antifaschistisch“ oder „gut“, es ist aber besser. Natürlich, Jörg Haider ist „kein bloß Österreichisches Phänomen“, in weiten Zügen aber doch.

Jene Form eines demokratisierten und modernisierten Faschismus wie sie von der FPÖ oder der Alleanza Nazionale in Italien vertreten wird ist durchaus auch in anderen Europäischen Staaten im Aufwind, trotzdem ist die Massenunterstützung, die die rassistischen und antisemitischen Inhalte der FPÖ hierzulande finden, ein zutiefst österreichisches Phänomen. Das Potential der FPÖ mit rassistischen Wahlkämpfen noch mehr WählerInnen zu keilen, ist nämlich da.

Genug SPÖVP-WählerInnen und sogar manche R. WählerIn von Grünen, LIF oder KPÖ ist auch der Meinung, daß Österreich „überfremdet“ ist, und daß dies so nicht gehe. Eine konsequent antirassistische Position mit der Forderung nach offenen Grenzen ist von keiner einzigen politischen Gruppierung von irgend einer Relevanz zu hören. Die WählerInnen der FPÖ verkörpern eben keine „Unzufriedenen“ oder „Modernisierungsverlierer“, sondern jene „Volksgemeinschaft“, die nie mit den Ideologemen des Nationalsozialismus gebrochen hat. Und hier gibt es sehr wohl Kontinuitäten, und hier sind wir auch bei der Besonderheit dieses modernisierten und demokratisierten österreichischen Faschismus der FPÖ.

Daß in Österreich die Positionen einer FPÖ

auf so fruchtbaren Boden fallen, liegt eben daran, daß sie quasi immer Teil der österreichischen „Volksmeinung“ waren. Der Nationalsozialismus wurde eben lediglich von außen, militärisch zerschlagen, während der Widerstand in Österreich marginal war. Mit der These, das erste Opfer des Nationalsozialismus gewesen zu sein, konnte sich dieses Land auch in den folgenden Jahrzehnten im Gegensatz zur BRD völlig aus jeder Verantwortung für das Geschehene entziehen. Somit war es hierzulande problemlos möglich, die Schoah zu vergessen und alles unter den Mantel des Schweigens zu kehren, den die TäterInnen über ihre Geschichte warfen, und den niemand willens war zu lüften.

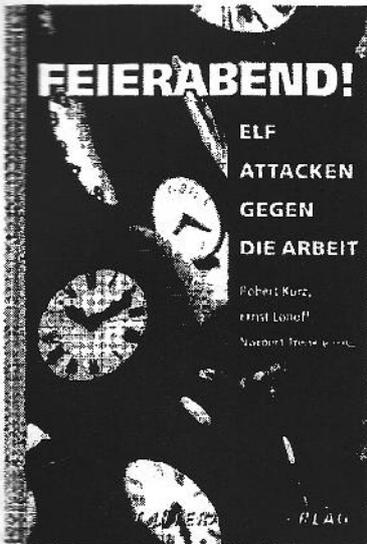
Die einzelnen Ideologeme des Nationalsozialismus konnten deshalb nirgendwo so problemlos von einer Generation auf die nächste weitergegeben werden und so kann die Enkelgeneration jene Ernte einfahren, die die Großväter gesät haben. Insofern ist Jörg Haider sehr wohl ein hausgemachtes, ein typisch österreichisches Phänomen! Und ebenso Österreichisch ist es, daß es dagegen keinen wirklich relevanten Widerstand gibt, was es etwa in Italien sehr wohl gegeben hat.

Und genau deshalb ist von dieser Bevölkerung hier nichts zu erwarten. Wo der nationale Schulterschuß einmal erfolgt ist, will niemand mehr das „Nest“ beschmutzen. Und genau deshalb erwarte ich mir vom „antifaschistischen Ausland“ immer noch mehr als von Österreich. Schließlich waren auch die Interessen, die zur militärischen Zerschlagung des Deutschen Reiches 1945 führten, nicht nur hehre antifaschistische Ziele, trotzdem bin ich für jeden Tag, den dieses Reich früher zugrunde ging, froh. Und deshalb bin ich auch froh über jede Reaktion, die gegen Österreich gerichtet ist. Wenn die Bevölkerung hier wieder einmal völlig durchdreht, dann bin ich schon froh, wenn aus dem etwas zivilisierteren Ausland scharfe Reaktionen auf sie niederprasseln. Und da ist es mir prinzipiell einmal egal, aus welchen Motiven diese Reaktionen gegen Österreich richten. Sie haben einfach grundsätzlich recht und können vielleicht helfen das schlimmste zu verhindern.

In diesem Sinne gilt es, international über diese rassistische, antisemitische „Volksgemeinschaft“ hierzulande zu informieren und, wo es nur geht, dieses Land zu diskreditieren! Die FPÖ ist ein zutiefst österreichisches Phänomen und kann somit wohl nur dann besiegt werden, wenn dieses ganze „Österreich“ angegriffen wird!

## Streifzüge 1998/1999

- 4/1998: Gaston Valdiva, Arbeit und Wahn  
 Gerhard Scheit, Was bleibt von Perry Anderson?  
 Franz Schandl, Der nach den Sternen greift. Zu Schrempf  
 Franz Schandl, Entweder! Also! Zur finanziellen Lage  
 Gerold Wallner, Und Redl ist ein ehrenwerter Mann  
 Franz Schandl, Die Rechte und ihre Gegner  
 Gerhard Scheit, Thesen zum „Führertyp der demokratischen Volksgemeinschaft“  
 Gerhard Scheit, Die Abstraktion auf der Anklagebank...Zu Reitter  
 Stephan Grigat, Marxismus und Obskurantismus
- 1/1999: Michael Heinrich, Untergang des Kapitalismus? Zur Krisis  
 Gaston Valdiva, Arbeit und Wahn II  
 Gerhard Scheit, Was bleibt von Wilhelm Reich?  
 Alex Gruber/Tobias Ofenbauer, Fetischistischer Antikapitalismus  
 Gerhard Scheit, Wer dankt Martin Walser?  
 Stephan Grigat, Deutsche Grüne  
 Franz Schandl, Entwurf zu einer Metakritik des Tauschs  
 Franz Schandl, Jörg Haider und der Kleine Mann  
 Franz Schandl, Der Hai, der
- 2/1999: Gerhard Scheit, Albaner auf Schindlers Liste  
 Franz Schandl, Morden darf nur der Norden  
 Ernst Lohoff, Der Bock ist nicht der Gärtner  
 Roswitha Scholz, Wert und Geschlechterverhältnis  
 Franz Schandl, Was Wert ist. Zu Heinrich  
 Stephan Grigat, Nationalismus und Öcalan  
 Stephan Grigat, Was bleibt von Georg Lukacs?  
 Gerhard Scheit/Franz Schandl, Freiheitliche Sirenen. 1. Lieferung
- 3/1999: Franz Schandl, Wir wählen, wen wir wollen  
 Ilse Bindseil, Weiblichkeit – Dialektik eines negativen Begriffs  
 Gerhard Scheit, Kapital ohne Zins – Die Utopie der Moderne  
 Robert Zöchling, Restöffentlichkeiten: Bitte sammeln!  
 Stephan Grigat, Materialien zum Nachschlagmarxismus  
 Gerhard Scheit/Franz Schandl, Freiheitliche Sirenen 2. Lieferung



Mit Beiträgen von Gerd Bedszent, Götz Eisenberg, Volker Hildebrandt, Robert Kurz, Ernst Lohoff, Martin Massip, Franz Schandl, Roswitha Scholz, Norbert Trenkle, Karl-Heinz Wedel

ISBN 3-89458-182-4  
256 Seiten, 34 Mark

Je offensichtlicher es wird, daß die Tage der Vollbeschäftigung vorbei sind, desto lauter ertönt der Ruf nach ihrer Rettung. Der Papst und die Weltbank, Tony Blair und Jörg Haider, Gewerkschaften und Unternehmer – sie alle kennen nur eine Parole: Arbeit, Arbeit, Arbeit.

Diesem neuen Fundamentalismus setzen die AutorInnen eine grundsätzliche Kritik des Begriffs der Arbeit entgegen. Arbeit ist für sie keine überhistorische Kategorie, keine Bedingung für die menschliche Existenz. Es geht nicht um die Rettung der Arbeit, sondern um ihre Aufhebung.

**KONKRET LITERATUR VERLAG**  
Hoheluftchaussee 74, 20253 Hamburg

Michael Heinrich:  
**Die Wissenschaft vom Wert.**

Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition.

Überarbeitete und erweiterte Neuauflage.

Verlag Westfälisches Dampfboot  
Dorotheenstr. 26a • D-48145 Münster  
Tel. 0251/6086080 • Fax 0251/6086020

**Krisis 23: Krise der Politik – Politik der Krise**

ca. 180 Seiten, Broschur,  
DM 20 / € 14,7 / \$ 19,50  
ISBN 3-89562-101-4, November 1999

**Aus dem Inhalt:**

Franz Schandl  
Das Phänomen Haider  
Prototyp einer neuen  
Rechten in Europa?

Gerhard Scheit  
Demokratischer Rassismus und  
Outsourcing des Staates  
Zum Verhältnis von Nation und Bande

Ernst Lohoff  
Das neue Simulationsmodell  
Die sozialdemokratische Rückkehr zur  
Politik in Form der Notstandsverwaltung

Robert Bösch  
Über eine Theorie des Mangels  
Zur Psychoanalyse von Jacques Lacan (Teil 2)

Außerdem  
Rezensionen  
Kommentare  
Glossen

Horlemann Verlag • Postfach 1307 • 53583 Bad Honnef • Fax (0 22 24) 54 29 • e-mail: horlemann@aol.com

# BAHAMAS

Nr. 30 Herbst 1999

## When Krauts Talk

Rosa Winkel gegen gelben Stern – Konkurrenz um die „beste Citylage“ • Geschichtspolitik mit der Wehrmachtausstellung • Philosophie für Friedhofsschänder: Heidegger, Derrida, Sloterdijk • Lafontaines „linke“ Werte • Sozialdemokratischer Krieg und Menschenrechte • Nationalismus und kollektive Asozialität • Wiederholungszwang und Erinnerung • „Jahrhundert der Lager“ und iz3w u.a.m.

Einzelpreis DM 7,50 (Vorkasse / Briefmarken)  
Abonnement DM 22,50 für drei Ausgaben;  
**BAHAMAS**, Postfach 620628, 10796 Berlin  
Fax/Fon: 030/6236944 oder bahamas@mail.nadir.org

Gerhard Scheit:  
**Verborgener Staat, lebendiges Geld**  
Zur Dramaturgie des Antisemitismus

ça ira Verlag Freiburg. 587 Seiten. Gebunden  
DM 58,- / € 42,3,- ISBN 3-924627-63-0



Die Tradition reicht von der christlichen Passion bis zum national-sozialistischen Film, von Shakespeare und Bach bis Richard Wagner und Rainer Werner Fassbinder: Das merkwürdig obsessive Bedürfnis, den Haß auf die Juden ‚spielbar‘ zu machen, ihn in Szene und sogar in Musik zu setzen, verweist auf eine „universelle Zwangsneurose“ (Freud). Mögen der Phantasie nun Gottesmörder oder Wucherer, schöne Jüdinnen oder ewige Juden, Ritualmörder oder raffende Kapitalisten entspringen – sie ist stets vom selben Wunsch besessen: das Unheimliche des abstrakt gewordenen Reichtums, das ‚sich selbst vermehrende‘ Geld zu personifizieren. Eine Kulturgeschichte der Barbarei.

Erhältlich im Buchhandel oder direkt beim Verlag ça ira:  
Postfach 273, D-79002 Freiburg  
isf-e.v@t-online.de  
<http://isf-freiburg.org>

# Nicht vergessen! oder: Von der Notwendigkeit der Ausweitung der Zuwendung

von Franz Schandl

**A**uch wenn wir auf die letzte Seite geruscht sind, heißt das nicht, daß das Kommende, Euch und Sie und uns Betreffende weniger Wichtigkeit hat. Sinn macht ein Projekt wie die Streifzüge nur, wenn es genug Zuspruch und Zufluß erhält. In der bürgerlichen verfaßten Gesellschaft heißt das immer auch, vom Geld abhängig zu sein, das wir Euch und Ihnen entreißen müssen. Damit das nicht vergessen wird, gibt es solche Notizen.

Wir wollen uns aber nicht beklagen. Seit der vierseitigen Notausgabe, der Nummer 3 im Herbst 1997 sind die Spenden kontinuierlich gestiegen, und es waren darunter auch ziemlich großzügige Eingänge zu vermerken. Wir wissen das zu würdigen. Wir freuen uns über jede Überweisung. Genau die können wir brauchen

und genau die wollen wir auch weiter haben. Es liegt an Euch und an Ihnen. Herzlichen Dank.

Da der Aufwand wächst und bewältigt werden will, sind wir auf die Ausweitung der Zuwendung angewiesen. Wir haben das dringende Bedürfnis, Kapazitäten freizuspüren, um mehr Notwendigkeiten abdecken zu können als bisher. Unsere Schreiber schreiben zwar nach wie vor gratis, nichtsdestotrotz muß auf Perspektive angestrebt werden, daß für die Zeit (ein großes Thema dieser Ausgabe), die sie sich abzwicken (und somit auf anderweitige Einkünfte verzichten), doch so etwas wie kleine Aufwandsentschädigungen bezahlt werden können. Wer mehr zu sagen hat, hat auch mehr zu bekommen.

Mehr mehr. Wer sagen wir mal mehr als 50 Euro spendet, darf sich aber auch was wünschen,

z.B. schenken wir dann auf Zuruf Gerhard Scheits neues Buch „Verborgener Staat, lebendiges Geld“ und stellen es auch gratis zu. Oder als Alternative dazu zwei von den drei folgenden: den neuen „Feierabend“, den alten Scheit („Mülltrennung“), den alten Schandl/Schattauer („Die Grünen in Österreich“). Prinzipiell sind wir zu jeder kombinatorischen Beglückung bereit. Extrawünsche werden nach Möglichkeit erfüllt. Bequem wäre es auch am 22. Dezember im 7stern vorbeizukommen und alle gegenseitigen Wünsche einzulösen. Wir freuen uns – auch über Geschenkkörbe und sonstige Mitbringsel.

Für Nicht-genug-Geldhaber gibt es das Streifzüge-Abo übrigens nach wie vor kostenlos. Eine formlose Mitteilung genügt. Schön wäre es, könnten wir gemäß der Brechtschen Maxime handeln: „Wir machen keine Waren, wir machen Geschenke“. Das kennt heute objektive Schranken, aber insoweit es möglich ist, Akzente in diese Richtung auch praktisch zu setzen, wollen wir uns daran halten und unsere Beziehungen zueinander dementsprechend befreien. Bei uns gibt es keine Mahnungen und keine Drohungen, wer uns aber zu lange hängen läßt, den oder die streichen wir nach einigem Zögern irgendwann aus der Kartei.

Erholsame Feiertage und eine spannende Lektüre wünschen wir noch. Und: Nicht vergessen!

Mittwoch, 22. Dezember 1999, 19 Uhr, Cafe 7stern,  
Siebensterngasse 31 in Wien-Neubau

Buchpräsentation: Franz Schandl (Mitautor)  
**FEIERABEND!**

ELF ATTACKEN GEGEN DIE ARBEIT

Der Publizist plädiert für eine Kampagne gegen die Arbeit: „Der rechts-linke Konsens von 'Arbeit schaffen' muß negiert werden. Ganz blasphemisch gilt es zu fragen: Wer soll eigentlich wozu vollbeschäftigt werden? – Nicht um das „Recht auf Arbeit“ ist zu kämpfen, sondern um einen selbstverständlichen Anspruch auf Leben. Und das meint nicht die bloße Existenz, sondern ganz profan die Teilhabe an der erzeugten Güter- und Leistungsfülle, die heute global hervorgebracht werden kann.“

Anschließend so eine Art FEST des Kritischen Kreises und der Zeitschrift Streifzüge. Ausgewählte CDs: Wilde Mischung. Attentate auf den obligaten Geschmack und andere Überraschungen.

## Streifzüge- BestellerInnen in Deutschland

werden gebeten, neben der Überweisung auf das PostBank-Konto auch eine schriftliche Bestellung an unsere Adresse zu senden, da uns die Verwendungszwecke der Einzahlungen/Überweisungen (bzw. die Belege) seitens der deutschen PostBank nicht mehr übermittelt werden.

## Streifzüge-Abo

Die weitere Zustellung der Streifzüge kann nur durch Einzahlung eines Geldbetrages mittels des beiliegenden Zahlscheines sichergestellt werden. Die Höhe dieses Betrages stellen wir Ihrer Großzügigkeit anheim. Von dem eingezahlten Betrag gilt ein Teilbetrag von 100,- ATS als Streifzüge-Abonnement, jeder darüber hinausgehende Betrag gilt als Spende für die Streifzüge und für die Tätigkeit des Kritischen Kreises.

Zur Deckung der gesamten Kosten der Streifzüge sind wir auf die Bereitschaft der Leserinnen und Leser angewiesen, nach ihren Möglichkeiten auch höhere Beträge einzuzahlen.

P.b.b. – 312718W96U – Verlagspostamt 1050 Wien

Robert Zöchling

Högelmüllergasse 2/27  
A-1050 Wien